

# Inhaltsverzeichnis

Einleitung Seite 3

Interpretation des ersten Aktes Seite 4

Erste Szene ..... Seite 4

Zweite Szene ..... Seite 7

Dritte Szene ..... Seite 10

Vierte Szene ..... Seite 15

Fünfte Szene ..... Seite 18

Sechste Szene ..... Seite 22

Siebente Szene ..... Seite 25

Abrundung des ersten Aktes Seite 31

Literaturverzeichnis Seite 32

# Einleitung

Die Exposition von Friedrich Schillers Werk „Kabale und Liebe“ „wird in der Fachliteratur als eine der gelungensten in der Literatur bezeichnet“<sup>1</sup>. Aufgabe des ersten Aktes eines Dramas – nennt es der Autor bewusst auch „bürgerliches Trauerspiel“ (Untertitel), so bleibt es dennoch ein literarisches Drama – ist es, die Personen und den Handlungsspielraum vorzustellen, das Thema des Stückes bekannt zu machen und dem Zuschauer die komplexen Probleme, die es zu bedenken gilt, nahe zu bringen. Mit dem Schreiben eines Bühnenstücks ist es der Wille des Verfassers seinem Publikum Gedankenanstöße zu geben, handelt es sich zudem auch um ein trauriges Spiel (vgl. Untertitel), das bei weitem keine Belustigung für den Betrachter sein soll. Hier ist an Schillers eigenes Leben anzuknüpfen. Der junge Verfasser nimmt Anstoß an der damaligen Politik und findet im Schreiben den Anlass seine Kritik an Absolutismus und Adel zu äußern. Sein Ideal setzt er im Denken der beiden Hauptpersonen Ferdinand und Luise in den Gegensatz zur höfischen Welt.

Schiller beginnt sein bürgerliches Trauerspiel „Kabale und Liebe“ in bürgerlichen Räumen. Er bereitet seine Exposition so auf, dass eine „Steigerung“ der Gesellschaft und der vorkommenden Personen den Zuschauer zum Kern der Handlung hinführt: Vom Bürgertum über eine „Brücke“, die der bürgerliche Wurm, der als Sekretär am Hof tätig ist, herstellt, führt der Autor hin zum Adel. Wird über die Liebe der bürgerlichen Luise zum adligen Ferdinand Major von Walter zuerst aus der Sicht der Eltern des Mädchens berichtet, erfährt im nächsten Moment bereits Wurm von dieser Beziehung. Der Sekretär Wurm ist es wiederum, der die Nachricht der Liebschaft an den Hof trägt und bei Ferdinands Vater, dem Präsidenten, zu einer Diskussion führt. Sowohl im Bürgertum als auch im Adel sind es die Väter, die ihre Kinder patriarchalisch zur Brust nehmen und von ihren eigenen Ideen und Vorstellungen überzeugen wollen.

Schiller lässt es sich nicht nehmen in jeder Szene und in jeder einzelnen Person neue weltliche Kritik zu üben. Gerade deswegen ist „Kabale und Liebe“ ein Werk, das den Zuschauer von mehreren Seiten beleuchtet immer wieder neu auf die unterschiedlichsten Probleme anspricht: Zentral ist die Liebe, die seelischen Empfindungen der Liebenden. Bürgerliches Leben und Religion bilden eine weitere zu untersuchende „Wertegruppe“ ebenso wie der Hof, die absolutistische Politik, die Willkürherrschaft und die kriminelle, schurkenhafte Gesinnung der Adligen – bezogen auf das damalige Herzogtum von Karl Eugen – weitere Punkte sind, die es zu analysieren gilt.

Auch sprachlich ist jede „Welt“ typisch für die ihrige charakterisiert: Das Bürgertum verwendet einfache Begriffe und die Millerin verwendet falsch ausgesprochene französische Wörter, die ihre dummliche Schwäche für den Adel ausdrücken. Der Adel hingegen hebt sich durch eine hochgetragene Sprache ab. Eine „Mitte“ dieser beiden Welten bilden Luise und Ferdinand, die sich durch ihr gefühlsvolles Reden keiner anderen Sphäre eindeutig zuordnen lassen – stammen sie jedoch beide aus einem dieser Stände.

Dies alles hat ein Theaterstück zur Folge, das von verschiedenen Einflüssen nicht geprägt sein könnte!

---

<sup>1</sup> Müller, Hans Georg: Lektürehilfen. Friedrich Schiller „Kabale und Liebe“. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 2004, 15. Auflage, S. 5 Z. 9ff

# Interpretation des Ersten Aktes

## Erste Szene

Die erste Szene des Werkes, ein Dialog zwischen Miller und seiner Frau, zeigt dem Zuschauer die Liebe von Luise und Ferdinand aus der Sicht der bürgerlichen Welt. Diese Sicht beinhaltet die Anerkennung der Standesschranken und somit den Gedanken an eine schnelle Beendigung dieser unmöglichen Liebschaft.

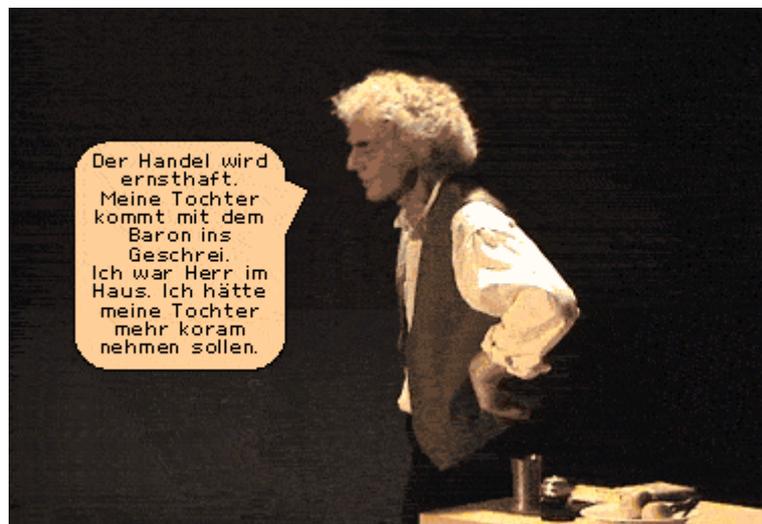
Die bürgerliche Familie Miller grenzt sich eindeutig vom Adel ab, zum Beispiel darin, dass Vater Miller ein „Musikus“ (S. 5 Z. 3) ist, seine Frau ein „Nachtgewand“ (S. 5 Z. 5f) trägt – nicht etwa ein „reizende[s] Negligé“ (S. 28 Z. 5) wie die adlige Lady Milford – und die ganze Familie, was vor allem aber an der Erziehung Luises festgemacht werden kann, eine christliche, tugendhafte Einstellung und eine außerordentliche Wertschätzung an Moral – ein Begriff, den der Adel ganz anders auffasst als das „ehrliche“ Bürgertum – vertritt.

Von diesen Eigenschaften geprägt, erhält die erste Szene eine gemütliche und familiäre und somit „bürgerliche“ Atmosphäre. Das Ehepaar Miller sitzt am Frühstückstisch und unterhält sich über die Liebe ihrer Tochter Luise zum adligen Major Ferdinand von Walter. Wie beunruhigend diese Tatsache auf den Vater wirkt, wird an seinem „schnell auf und ab gehend[en]“ (S. 5 Z. 7) Laufen sichtbar. Mit der Parataxe „Der Handel wird ernsthaft. Meine Tochter kommt mit dem Baron ins

Geschrei. Mein Haus wird verrufen.“ (S. 5 Z. 6ff) verdeutlicht der Autor, wie durcheinander Miller ist und dass diesem viele Gedanken gleichzeitig durch den Kopf gehen.

Seine Gedankengänge kann der Musikus nicht ordnen, er redet in kurzen aufeinanderfolgenden Sätzen. Gerüchte über eine Beziehung sind in der Öffentlichkeit bekannt, doch Miller sieht sich zum Handeln gezwungen, da er als Vater,

als Familienoberhaupt, als „Vorstand“ seiner bürgerlichen Familie, für seine Tochter – und auch für seine Frau – verantwortlich ist (Miller: „Ich war Herr im Haus.“ S. 5 Z. 16). Er muss die Gefahr, die „von außen, vom adligen ‚Baron‘“<sup>2</sup> ausgeht, von seinem



Hause fernhalten und sieht sich gezwungen dem „Junker aus[zubieten]“ (S. 5 Z. 10f). Vom Französischen „junc-herre“ stammend, verwendet Miller einen „eingedeutschten“ Ausdruck für einen „adligen Knaben“ (S. 124 Anmerkungen) beziehungsweise den abwertenden Begriff „Musje“ (S. 5 Z. 30) anstatt das französische „Monsieur“ und vertritt an dieser Stelle sowohl denkerisch als auch sprachlich seine bürgerliche Position.

Miller macht sich Vorwürfe, indem er erneut, von Schiller mit einer Anapher versehen, seine Lage überdenkt: „Ich war Herr im Haus. Ich hätt meine Tochter mehr koram nehmen sollen. Ich hätt dem Major besser auftrumpfen sollen – oder hätt gleich alles Seiner Exzellenz dem Herrn Papa stecken sollen.“ (S. 5 Z. 16ff). Mit der Verwendung der Vergangenheit verdeutlicht Miller sich seinen Fehler. Er „hätt“ diese Liebe verhindern können, „hätt“ er Ferdinand nicht zum Musikunterricht in sein Haus gebracht. Da er diesen Fehler jedoch begangen hat, muss er nun mit einem Hausverbot versuchen diesen auszubügeln, in der Hoffnung die Liebschaft zerfällt unter diesen Bedingungen. Miller fürchtet den Adel, die Macht des Adels. Der Major würde „mit einem Wischer“ (S. 5 Z. 19f) davonkommen, aber er als Bürgersmann hätte weitaus mehr zu verlieren und Schaden daran zu nehmen. Schiller wandelt die Aussage von Millers Frau in eine Frage um: „Was kann über dich kommen? Wer kann dir was anhaben?“ (S. 5 Z. 21f). Auf diese rhetorische Frage wird keine Antwort erwartet. Es ist klar, wen und was die Familie zu fürchten hat. Für den Hof bedeutet eine Liebschaft lediglich ein nebensächlicher Vorfall, da es üblich ist, dass Adlige Geliebte und Mätressen haben und ihre sexuellen Abenteuer ausleben. Dem Bürgertum hingegen bedeutet es den Verlust des Rufes, den Verlust eines tugendhaften Ansehens und den Verlust der Moral. Der adlige Major hingegen hat aus der Sicht des Bürgertums keine moralischen Bedenken<sup>3</sup>, weshalb er keine Beziehung zu einem bürgerlichen Mädchen eingehen sollte – bedeutet diese Verbindung doch nur ein „loses Bündnis“, das von nichts Weiterem als sexueller Lust geprägt ist. Dies jedoch ist es, was Miller soviel Angst bereitet. Er fürchtet Luise könne „zu einer dass Gott erbarm’“ (S. 5 Z. 29), zu einer „Hure“ (S. 8 Z. 9), zu einem Spielzeug des Majors werden. Auch hier sieht sich der Musiker als Luises Vater und Hüter der Moral verantwortlich dies zu verhindern, denn aus bürgerlicher Perspektive ist klar, dass Ferdinand „das Mädcl nicht [... ] nehmen kann“ (S. 5 Z. 27f). Da eine Heirat völlig ausgeschlossen ist – was von höfischer Seite übrigens auch der Fall ist – möchte Miller seine Tochter jedoch vor der Ausnutzung durch ein adliges Abenteuer beschützen. Er muss aufpassen, was passiert, und warnt auch seine Frau: „Gib du acht! gib du acht! [...] er wird sie, dir auf der Nase, beschwatzen, dem Mädcl eins hinsetzen, und führt sich ab, und das Mädcl ist verschimpft auf ihr Leben lang, bleibt sitzen, oder hat’s Handwerk verschmeckt“ (S. 5 Z. 33, S. 6 Z. 1ff). Für den religiösen Musikmeister ist es das Schlimmste, was er sich vorstellen kann, wenn seiner Tochter ein solches Schicksal widerfahren würde und sie ihre Herkunft und ihren Glauben vergessen und verleugnen würde. Als Mann kann Miller nachvollziehen, wie leicht ein junges Mädchen zu verführen ist, „[u]nterm Dach mag’s aussehen, wie’s will“ (S. 6 Z. 11f) und wie gerne „das liebe Fleisch“ (S. 6 Z. 25) nachgibt. Er fragt sich selbst, wie er’s denn gemacht hat (S. 6 Z. 27) und ist sich

---

Sekundärliteraturen werden einmal vollständig genannt, dann aus Übersichtlichkeitsgründen nur noch mit Kurzbeschreibung und Seiten- sowie Zeilenangabe versehen. Alle Angaben zu den Büchern sind im Literaturverzeichnis nachzulesen.

<sup>2</sup> Herrmann, Hans Peter und Martina: Grundlagen und Gedanken. Friedrich Schiller „Kabale und Liebe“. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main 1997, 6. erweiterte Auflage, S. 27 Z. 9

<sup>3</sup> vgl. Diesterweg, S. 28 Z. 1

sicher Ferdinands Absicht zu durchschauen: „Wer einen Gruß an das liebe Fleisch zu bestellen hat, darf nur das gute Herz Boten gehen lassen.“ (S. 6 Z. 25ff). Deshalb sind ihm auch die Briefe, die Ferdinand an Luise schreibt, an ihr Herz richtet, ebenso ein Dorn im Auge wie die weltliche Literatur, die der Major ins bürgerliche Haus bringt. Luises Mutter hingegen freut sich in ihrem dümmlichen Hang zum Adelligen über „die Präsentier“ (S. 7 Z. 20), die „wunderhübsche[n] Billetter“ (S. 6 Z. 20) und „die prächtigen Bücher“ (S. 6 Z. 32). Millers Ängste werden durch die Aussagen der Mutter noch bestärkt. Luise bete aus den geschenkten Büchern (S. 6 Z. 33f), was den Vater erneut dazu veranlasst seine „Handvoll Christentum“ (S. 7 Z. 6) vor der „heraufkommende[n] weltlichen Literatur der sentimentalen Romane“<sup>4</sup> zu beschützen und die bürgerliche Heimat, in die Luise gehört, gegen die höfische „Schlaraffenwelt“ (S. 7 Z. 10) zu verteidigen. Das Höchste in seinen Sorgen schlägt sich dadurch nieder, dass Luise sich schämen könnte, „dass [ihr] Vater Miller der Geiger ist“ (S. 7 Z. 11f) und ihm „einen wackern ehrbaren Schwiegersohn [...] verschlägt“ (S. 7 Z. 12f). Miller wünscht sich also einen Ehemann für Luise, der ihrer würdig ist und ihm ein gutes Zuhause für seine Luise bietet. Luises Charakter begründet des Musikus' Sorgen nicht in Erfahrung<sup>5</sup>, sie beruhen nur auf seiner Phantasie. In seiner Gattin hat Miller ein Exempel für ein weibliches Wesen und weiß, wie „unzuverlässig“<sup>6</sup> eine Frau ist und dass man „sie ständig bewachen [...] bewachen“<sup>7</sup> muss. „Die Frau ist verführbar durch höhere Stellung und durch Sexualität.“<sup>8</sup> Die „Mutter [schielt] nach dem sozialen Aufstieg“<sup>9</sup>, den sie nur über die Tochter erreichen kann. Als „infame Kupplerin“ (S. 7 Z. 22f) ist ihr sehr daran gelegen Luise mit Ferdinand zu liieren. Sie widerspricht Miller, „man muss den Herrn Major nicht disguschüren“ (S. 7 Z. 36f), nur weil er adlig ist. Der Mutter ist gerade diese Tatsache sehr willkommen. Sie hält auch „das Unmögliche für möglich“<sup>10</sup> und glaubt fest an eine Beziehung zwischen ihrer Tochter und Ferdinand.

Der Musikmeister gehört dem aufstrebenden Bürgertum seiner Zeit an. Die Familie kann sich Schnupftabak und Kaffee leisten, der „sich im 18. Jahrhundert in Deutschland neue Käuferschichten im städtischen und mittleren Bürgertum“<sup>11</sup> eroberte. Miller sieht auch hier die Genügsamkeit des Bürgertums durch Neumodisches und vor allem durch den Hang seiner Frau „zum Luxus und zum Höheren“<sup>12</sup> gefährdet und verbietet ihr „den vermaledeiten Kaffee [...] und das Tobakschnupfen“ (S. 7 Z. 28f).

Der Vater wird als Oberhaupt der Familie anerkannt. Diese Familienhierarchie ist typisch für das damalige Zeitalter. Miller setzt diese Ordnung innerhalb der Familie auch für den Adel voraus<sup>13</sup>. Seiner Meinung nach hat der Präsident am Hof dieselbe Aufgabe als Familienvorstand wie er. Ein Gespräch zwischen den Vätern ist für Miller die einzig mögliche Lösung. Und da „die Sach noch heut auseinander“ (S. 8 Z. 2) muss und die „unmittelbare, schützende Einheit von Stand, Moral, Glaube und

<sup>4</sup> Diesterweg, S. 29 Z. 3f

<sup>5</sup> vgl. Diesterweg, S. 28 Z. 19f

<sup>6</sup> Diesterweg, S. 28 Z. 14

<sup>7</sup> Diesterweg, S. 28 Z. 14

<sup>8</sup> Diesterweg, S. 28 Z. 17f

<sup>9</sup> Diesterweg, S. 28 Z. 12f

<sup>10</sup> Müller, Hans Georg: Lektürehilfen. Friedrich Schiller „Kabale und Liebe“. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 2004, 15. Auflage, S. 6 Z. 27f

<sup>11</sup> Diesterweg, S. 28 Z. 36ff

<sup>12</sup> Diesterweg, S. 28 Z. 35

<sup>13</sup> vgl. Diesterweg, S. 27 Z. 16ff

Gewerbe<sup>14</sup> erhalten werden soll, „kann nur ein Machtwort des Vaters helfen“<sup>15</sup>. Für die Öffentlichkeit ist nur der Standesunterschied von Bedeutung und dieser macht eine Liebschaft unmöglich. Mit den mehr oder weniger selbstbewusst gesprochenen Worten „basta! – Ich heiße Miller.“ (S. 8 Z. 10) möchte Miller zum Präsidenten gehen, um die Liebelei durch ein Gespräch mit diesem zu beenden: „Ich werde spreche zu seiner Exzellenz“ (S. 8 Z. 6f). In seiner bürgerlichen, respektvollen und ehrfürchtigen Haltung wird die Untertänigkeit des Musikus gegenüber dem Adel erneut hervorgehoben und das Selbstbewusstsein des Bürgerlichen abgeschwächt.

## Zweite Szene

Die zweite Szene des ersten Aktes ist ein Gespräch zwischen dem Ehepaar Miller und dem bürgerlichen Hofsekretär Wurm, der den sich gerade zum Präsidenten aufmachenden Miller noch erwischt und somit dessen geplanten Gang durchkreuzt. Wurm möchte im eigenen Interesse Informationen über Luise und deren Verhältnis zu Ferdinand in Erfahrung bringen, da er selbst Ansprüche auf die Geigerstochter hat.

Dem Zuschauer scheint der Auftritt Wurms in den bürgerlichen Räumen als zufällig. Zunächst erweckt der Sekretär den Eindruck eines eher grundlosen Besuchs, was sich aber im Verlauf des Gesprächs als anders erweist. Sein Ziel erreicht der abstoßende Sekretär auch ohne großen Einfluss darauf nehmen zu müssen. Die gesprächige Millerin beginnt mit ihrem Getratsche ganz offen über die zahlreichen Besuche des „Herrn Majors von Walter“ (S. 8 Z. 18f) zu erzählen, der zugleich „aber der Sohn des Präsidenten [und somit] Arbeitgeber[ ] des Sekretärs“<sup>16</sup> ist. Mit seiner Position stellt die widrige Gestalt, die Schiller mit einem ebensolchen Namen versehen hat, die Verbindung zwischen den beiden Ständen her. Er ist in der Lage die Denkweise und die Absichten beider Parteien nachzuvollziehen. Ebendiese Fähigkeit macht den „Herr[n] Sekretare“ (S. 8 Z. 13) zu einer intrige- und kabalefähigen Person. Wurm nutzt sein Wissen aus, um sich Informationen zu verschaffen, zum Beispiel indem er seine Sprache seinem Gegenüber anpasst. Eine geschwätzige Millerin ist für ihn ein willkommenes Wesen. Wurm ist in dieser Hinsicht als sehr wandlungsfähige Gestalt zu sehen, zieht er doch zu Beginn der zweiten Szene die höfische „Kavaliersgnade“ (S. 8 Z. 15f) dem „bürgerliche[n] Vergnügen“ (S. 8 Z. 16f) vor, „macht falsche Augen“ (S. 9 Z. 6) und ist dennoch beunruhigt und nervös, „rückt unruhig im Sessel“ (S. 9 Z. 15), da er Schaden an seiner eigenen Person fürchten muss.

---

<sup>14</sup> Diesterweg, S. 29 Z. 11f

<sup>15</sup> Klett, S. 7 Z. 4f

<sup>16</sup> Klett, S. 7 Z. 26f

Die Sprache von Millers Frau ist charaktergebend für sie und „verrät, daß [sie] keinen Überblick über die Situation besitzt<sup>17</sup> und ihr Handeln nicht abschätzen kann. Sie ist schlichtweg unfähig ihrer Lage angepasst zu denken und zu reagieren. Dies ist auch der Grund dafür, dass der Hofsekretär die Musikerfrau nicht nach Luise, sondern nach „Mamsell Luise“ (S. 8 Z. 26) fragt und somit das Gesprächsthema auf Luise in Bezug auf die Gerüchte um das Verhältnis zum Adel lenkt. Wurms Auftreten wird dem Zuschauer dadurch einleuchtender, als er erfährt, dass Luise dem Sekretär versprochen ist und er seine eigene Rolle als Mann neben der Musikstochter gefährdet sieht. Wurm möchte „einmal eine fromme christliche Frau an ihr haben“ (S. 8 Z. 33f) und nicht fürchten müssen, dass seine „Zukünftige [bald zu einer] Gewesene[n]“ (S. 8 Z. 24f) wird. Mit einer Alliteration bringt der Rothaarige hervorgehoben zum Ausdruck, dass er sich auf seine „fromme [...] Frau [...] freut“ (S. 8 Z. 33f). Ferdinand ist ihm schon alleine deswegen ein Dorn im Auge, da er als Bürgerlicher nie und nimmer einen Adligen ausstechen könnte und sich dessen auch bewusst ist.

Die Millerin plaudert naiv und „dumm-vornehm“ (S. 9 Z. 1) und sorgt dafür, dass die Liebschaft – durch Wurm verbreitet – öffentlich wird. Mit ihrem „Geschwätze“ (S. 9 Z. 25) bringt sie ihren Ehemann in „Verlegenheit“ (S. 9 Z. 2). Ihr Ehemann wiederum „wehrt“ sich mit „Händen und Füßen“ und versucht zu retten, was noch zu retten ist, indem er verhindert, dass seine Frau dem Spion die Tatsachen auf dem Silbertablett serviert. Er „stößt sie mit dem Ellbogen“ (S. 8 Z. 29), „kneipt sie in die Ohren“ (S. 9 Z. 2), stößt sie „voll Zorn [...] vor den Hintern“ (S. Z. 10), nennt sein „Weib“ (S. 8 Z. 29) eine „alberne Gans“ (S. 9 Z. 23), fordert sie mit der Geige drohend auf ihr „Maul [zu] halten“ (S. 9 Z. 30) und schimpft unaufhörlich über das „Wettermaul“ (S. 10 Z. 31f) von Frau. Diese lässt sich von ihrem Gatten nicht das Wort verbieten und eröffnet dem Besucher, dass „halt der liebe Gott [ihre] Tochter barrdu zur gnädigen Madam will haben“ (S. 9 Z. 19f). Mit dem Argument der Gottesbestimmtheit und dem, „was der Herr Major gesagt hat“ (S. 9 Z. 27) sieht sich die Mutter in ihrer Absicht Luise an einen sozial höhergestellten Mann zu verheiraten geradezu bestätigt. Dies ist für die Millerin der einzige Weg in ihrem Alter selbst noch einen gesellschaftlichen Aufstieg zu erlangen. Die Folge daraus ist, dass sie Wurm als Schwiegersohn ablehnt, ihren „Konsens“ (S. 10 Z. 27), ihre Zustimmung „absolut nicht“ (S. 10 Z. 27) gibt, da ihre Tochter „zu was Hohem gemünzt“ (S. 10 Z. 28) sei.

Redet der Musikus selbst den Wurm mit einem distanzierteren und nicht so geschätzten Ausdruck („Sekretare“) an wie seine Frau, er nennt ihn schlicht und etwas bauernhaft „Landsmann“ (S. Z. 22), entfernt er sich hier sprachlich von seiner Frau. Er vertritt die Ansicht, dass Wurm kein Mann für sein Kind ist, doch wenn Luise ihn heiraten möchte, so werde er dem Wunsch seiner Tochter nicht widersprechen und „so mag sie zusehen, wie sie glücklich mit [ihm] wird“ (S. 10 Z. 16f). Typisch für die Sturm und Drang-Zeit überlässt der wohlwollende Vater die Entscheidung der Partnerwahl seiner Tochter, die er glücklich und zufrieden wissen möchte. Miller möchte Wurm nicht vor den Kopf stoßen, obwohl auch er nicht begeistert ist von ihm als „Luises Wahl“, doch sieht der Vater – ganz anders wie die Mutter – nicht das Geld und das Ansehen, sondern vielmehr die „Selbstbestimmung der Tochter“<sup>18</sup> als Ablehnungsgrund. Als Vater und Wächter über „Tugend, Christentum und ständische

<sup>17</sup> von Wiese, Benno: Das deutsche Drama: Vom Barock bis in die Gegenwart. Interpretationen I, August Bagel Verlag Düsseldorf, S. 255 Z. 7f

<sup>18</sup> Diesterweg, S. 30 Z. 11

Selbstbescheidung<sup>19</sup> setzt er Luise einen „Rahmen“ innerhalb ihres Standes und ihrer „Entscheidungsfähigkeit“ als Frau, in dem sie selbst bestimmen darf.

In dieser zweiten Szene wird durch den Umgangston Millers mit seiner Gattin, als auch durch deren eigene Ausdrucksweise die Rolle der Frau zu Schillers Zeiten deutlich. Die Mutter erhält eine nebensächliche, die Tochter eine ganz zentrale Rolle. Das Familiendasein ist geprägt von einem „herzliche[n] Verhältnis“<sup>20</sup> zwischen Vater und Tochter, einer unbeschreiblich wohlwollenden und Glückseligkeit währenden Liebe. Schiller als Stürmer und Dränger hebt in „Kabale und Liebe“ die patriarchalische Struktur der bürgerlichen Familie hervor. Das Familienoberhaupt, der Vater, Miller „besitzt“ mit Luise eine schöne Tochter. Sie ist „Objekt des männlichen Begehrens, Symbol der bürgerlichen ‚Ehre‘ und [somit zugleich] Ort des Konfliktes, der zwischen den Klassen ausgetragen wird“<sup>21</sup>. Da Luise zudem auch Millers „einzige[s] Kind“ (S. 9 Z. 11) ist, intensiviert dies das Vater-Tochter-Verhältnis. Als Patriarch ist er deshalb besonders auf die Erhaltung ihrer „Eigenschaften“ aus: Luise ist „jung, schön, unschuldig [und] voller Vertrauen“<sup>22</sup> und das macht sie in Millers Augen liebens- und beschützenswert und in Bezug auf Ferdinand – aber auch auf alle anderen jungen Männer – besonders begehrenswert. Das Frauenbild im Werk wird aufgespalten in die „Unmündigkeit“<sup>23</sup>, denn „Mutter wie Tochter waren keine ‚Personen‘ vor dem Gesetz und wurden vom Hausvater bevormundet“<sup>24</sup>, und die Lockerung des Mitspracherechts für die Tochter innerhalb ihres „Feldes“, ihres Standes, innerhalb ihrer eigenen Betroffenheit. So ist zum Beispiel auch Miller ein eher fortschrittlich und der Zukunft zugewandter Bürgerlicher. Er „berät“ Luise, da er ihr nicht vorenthält, dass er Wurm nicht für fähig hält ein „Mann [zu sein], der [ihr] gerecht wird“<sup>25</sup>.



Zentral ist jedoch auch die Tatsache, dass der Sekretär versucht seine Ansprüche auf Luise über den Vater aufrechtzuerhalten. Wurm, der bei Luise selbst wohl kaum eine Chance hätte sich gegen Ferdinand durchzusetzen und gegen Ferdinand selbst wohl noch weniger Aussicht auf Erfolg hätte, hat sich Miller als

Vermittlerperson vorgenommen, um Luise für sich zu gewinnen: „Ein väterlicher Rat vermag bei der

Tochter viel“ (S. 10 Z. 33f), doch Miller werde „[s]einer Tochter zu keinem [...] rate[n]“ (S. 11 Z. 7f). Der Geiger fürchtet das listige Vorhaben, welches Wurm ganz offensichtlich plant, doch äußert er eindeutig seine ablehnende Haltung und offeriert dem Besucher ganz ehrlich, was er von ihm hält und wie er sich einen „richtigen

<sup>19</sup> Diesterweg, S. 29 Z. 42ff

<sup>20</sup> Kraft, Helga und Liebs, Elke: Mütter – Töchter – Frauen: Weiblichkeitsbilder in der Literatur. Verlag J.B. Metzler, Stuttgart 1993, S. 53 Z. 38

<sup>21</sup> Weiblichkeitsbilder, S. 55 Z. 20ff

<sup>22</sup> Weiblichkeitsbilder, S. 55 Z. 30f

<sup>23</sup> Weiblichkeitsbilder, S. 55 Z.1

<sup>24</sup> Weiblichkeitsbilder, S. 55 Z. 5f

<sup>25</sup> Klett, S. 7 Z. 36

Mann“ für Luise vorstellt: „Machen muss er, dass das Mädels lieber Vater und Mutter zum Teufel wünscht, als ihn fahren lässt [...] – Das nenn ich einen Kerl! [...] Einem Liebhaber, der den Vater zu Hilfe ruft, traue ich [...] keine hohle Haselnuss zu.“ (S. 11 Z. 9ff). Damit ist auch die Ablehnung von Seiten des Hausherrn ausgesprochen und Miller weiß, dass dies den Stein vollends ins Rollen gebracht hat. Schillers Exposition nimmt Gestalt an und bringt die „dramaturgisch[e] [...] Handlung in Gang“<sup>26</sup>. Luises Liebe hat keine Chance und – noch einmal auf das Frauenbild bezogen – das Schlimmste, ihre Mutter, Millers „eigene Frau hat dem Gegner in die Hände gespielt“<sup>27</sup> und ist bereit „in die Gerichte [...] [zu laufen]“ (S. 10 Z. 29), falls ihr Mann ihr und der Beziehung Ferdinand – Luise weiterhin ablehnend gegenüberstehen sollte.

Bewusst hebt Schiller die beiden Figuren Wurm und Millerin negativ auffallend hervor. Wurm, dessen Aussehen von Miller, seinem „Gegner“ in dieser Szene beschrieben wird, ist mehr als abschreckend und verleiht ihm den negativsten Charakter, den man sich vorstellen kann: „Die kleinen tückischen Mauseugen – die Haare brandrot – das Kinn herausgequollen, gerade als wenn die Natur für purem Gift über das verhunzte Stück Arbeit meinen Schlingel da angefasst, und in irgendeine Ecke geworfen hätte.“ (S. 11 Z. 32ff). Weiter beschreibt der Geiger ihn als „Schufft“ (S. 12 Z. 1) und „Federnfuchser“ (S. 11 Z. 29f). Ebenso hat der Autor Luises Mutter einen „schlechteren Part gegeben“<sup>28</sup>, sie „einfach ‚Frau‘ genannt und [...] als negative Figur eingeführt“<sup>29</sup> und sie folglich auch mit den entsprechenden Eigenschaften versehen. Sie hat einen „bornierten Aufstiegs willen [,] ist [...] höchst realitätsblind und undiplomatisch“<sup>30</sup>.

Die religiöse Glaubensüberzeugung ist in der Familie Miller ein hochgeschätztes Gut. Luise ist nicht zu Hause, da sie „eben in die Mess“ (S. 8 Z. 31) ist. Vor allem aber wird deutlich, dass Miller die Religion als einen Wert in der Erziehung seiner Tochter weitervermittelt, der ihm alles bedeutet. In seinem Reden lässt Friedrich Schiller ihn Floskeln wie „in Gottes Namen“ (S. 10 Z. 17f), „um Gottes willen“ (S. 11 Z. 19) und „Gott verzeih’s mir[ ]“ (S. 12 Z. 2) verwenden. Der Glaube ist im Bürgertum ein wohl zu behütender Wert wie die Ehre oder die Moral.

Hier ist auch die Problematik der Standesschranken anzusiedeln. Die Öffentlichkeit, die kein Verständnis für die Liebe einer Bürgerlichen zu einem adeligen Herrn hat, ist der ideale „Nährboden“ für Wurm sein Wissen zu verbreiten und seine Position auszuspielen. Millers denken auf ihren Stand bezogen sehr einseitig und verstehen auch den Adel nur in ihrer Perspektive aus ihrer Sicht. Dies wird für Ferdinand und Luise zum entscheidenden Verhängnis, da sie nicht in der Lage sind über ihre „Mauern“ hinweg zu denken und miteinander zu reden.

---

<sup>26</sup> Diesterweg, S. 29 Z. 28

<sup>27</sup> Diesterweg, S. 29 Z. 35

<sup>28</sup> Diesterweg, S. 30 Z. 14

<sup>29</sup> Weiblichkeitsbilder, S. 65 Z. 34f

<sup>30</sup> Diesterweg, S. 30 Z. 14f

## Dritte Szene

Schiller hat seine Exposition schrittweise aufgebaut. Nachdem über die Liebe nun von „außen“, von Luises Eltern, erzählt und entschieden wurde, erfährt der Leser in der dritten Szene des ersten Aktes, wie Luise darüber denkt, wie sie sich fühlt und was sie sich für Sorgen, sowohl um sich, als auch um ihren Vater, macht.

Miller begegnet seiner Tochter sehr warmherzig („warm“ (S. 12 Z. 21)), was das innige Verhältnis zwischen den beiden widerspiegelt. Die Szene ist entscheidend dafür, wie der Zuschauer den Charakter der bürgerlichen Tochter auffasst. So kommt das Kind, wie es die liebevolle, standesgemäße Erziehung des Musikers will, vom Gottesdienst nach Hause, hat noch „ein Buch in der Hand“ (S. 12 Z. 18) und begrüßt Miller sehr sittsam und wohlherzogen mit „Guten Morgen, lieber Vater“ (S. 12 Z. 20). Um das Bild der Frau nicht außen vor zu lassen, fällt an dieser Stelle auf, wie unwichtig die Rolle der Millerin in Luises Leben ist. Sie wird erst genannt als es um die Liebschaft geht, in der sie ja – wie bereits in der ersten Szene erwähnt – als „Kupplerin“ (S. 7 Z. 23) tätig ist. Dies zeigt auch das Bild der damaligen Zeit, als „das innige Verhältnis zwischen Vater und Tochter [nach Rousseau in der Literatur] zur ‚Mode‘“<sup>31</sup> wurde. „Die Mutter dagegen wird von solchen [...] Gefühlen ausgeschlossen“<sup>32</sup> und in den Hintergrund gedrängt.

Miller drückt seine Besorgnis Luise gegenüber offen aus, indem er sie auffordert stets „fleißig an [ihren] Schöpfer“ (S. 12 Z. 22) zu denken und damit auf anderweitige Gedanken, auf Gedanken an den Major, anspielt. Die Aussagen mögen auf den ersten Blick recht „verschlüsselt“ wirken, doch die Beziehung Miller – Luise macht es möglich, dass sich beide auf Anhieb verstehen und das Gesagte des anderen nachvollziehen können. Ihre Unterhaltung findet auf einer metasprachlichen Ebene<sup>33</sup> statt und dient ebendieser „Verschlüsselung“. Luises Bezugsperson in der Familie ist zwangsläufig und eindeutig ihr Vater. Die Mutter ist jedoch ihre Ansprechperson, wenn es um Ferdinand geht. Mit ihren Vorstellungen Luise an den adligen Major zu verheiraten ist die Frau Millers „die Komplizin in dieser Liebesgeschichte“<sup>34</sup>, absolute Befürworterin dieser Beziehung und unterstützt ihre Tochter dahingehend auch, was vom Vater nie und nimmer zu erwarten wäre.

Bei Miller „beichtet“ sie eine „schwere Sünderin“ (S. 12 Z. 24) zu sein. Sie gerät in einen Gewissenskonflikt zwischen ihrem Vater, der religiösen Überzeugung und ihrem Stand und den Gefühlen zu Ferdinand. In diesem Zwiespalt, dieser inneren Auseinandersetzung mit sich selbst, erkundigt sich Luise bei ihrer Mutter, ob „er“ da war (S. 12 Z. 24). Obwohl die Bürgerstochter keinen Namen nennt, ist klar, wen sie meint. Luise muss sich eingestehen, dass sie in ihrer überschwänglichen, alles hingebenden Liebe „vergaß, dass es noch außer ihm Menschen gibt“ (S. 12 Z. 27f). Erst nachdem sie auch an dieser Stelle nur von „ihm“ spricht, erwähnt sie ihren Geliebten namentlich: „Er war nicht da? Walter?“ (S. 12 Z. 28). Luise weiß, wie sehr sie ihren Vater mit den Gedanken an den Major von Walter verletzt. Wie ein „Messer“ (S. 12 Z. 32) muss Miller dies in seinem „Gewissen“ (S.12 Z. 32f) fühlen. Luise stößt ihm dieses geradezu in die Brust, verwundet ihren Vater im Herzen und wird sich

<sup>31</sup> Weiblichkeitsbilder, S. 57 Z. 19f

<sup>32</sup> Weiblichkeitsbilder, S. 54 Z. 24f

<sup>33</sup> vgl. Diesterweg, S. 30 Z. 38

<sup>34</sup> Diesterweg, S. 30 Z. 30

mehr und mehr bewusst, dass sie sich entscheiden muss. Der „Himmel und Ferdinand reißen an [ihrer] blutenden Seele“ (S. 13 Z. 1f). Diese Auseinandersetzung, diese innere, sich auf psychischer Ebene abspielende Auseinandersetzung Luises, „das Spannungsverhältnis Liebe – Religion“<sup>35</sup> ist das zentrale Problem und der sogenannte rote Faden des Werks. Im „ständisch-patriarchalischen [...] Elternhaus[ ] [ist] kein Platz für Luises Liebe“<sup>36</sup> und ihre Eltern – und auch sie – müssen die „Inhaber[ ] der politischen Macht [...] fürchten“<sup>37</sup>. Dennoch spürt Luise das erfüllende Gefühl von Liebe und begeht „ihre Sünde“ immer wieder. Sie denkt an Ferdinand und tief in ihr schlummert – wenn auch weggeschoben und gedanklich verdrängt – der Wunsch mit ihm zusammen zu sein. Luise ist ihrer „Liebe“ und ihrem „Lieben“ ausgeliefert – ein Gefühl, das sie nicht unterdrücken kann.

Die Bürgerstochter versucht eine Lösung zu finden, einen Ausweg, der ihren Zwiespalt schließt und ihre Hin- und Hergerissenheit zwischen „Emotionalität [...] ständische[m] Weltbild und [...] Religiosität“<sup>38</sup> beendet. Ihren Vater versucht sie zu „trösten“, indem sie ihm einen deistischen Gedankengang probiert nahe zu bringen: „Wenn meine Freude über sein Meisterstück mich ihn selbst übersehen macht,



Vater, muss das Gott nicht ergötzen?“ (S. 13 Z. 5ff). Luise will mit ihrer Erklärung zum Ausdruck bringen, dass sie Gott, im Sinne der Religion, nur vergisst, weil sie Gott in Ferdinand gefunden hat: Sie „wusste von keinem Gott mehr, und doch hatt [sie] ihn nie so geliebt“ (S. 14 Z. 4f). Mit diesem Paradoxon, mit dieser unerwarteten Aussage, äußert das Mädchen etwas scheinbar Widersprüchliches, was sich jedoch in ihrer Situation als sinnvoll erweist.

Luise liebt den Major so sehr, dass sie dennoch versucht für ihre aussichtslose Liebe einen Ausweg zu finden, eine „Flucht“ aus ihrer Situation. Ferdinands Vorstellung einer „Flucht“ ist eine andere. Er möchte die Stadt verlassen, weggehen. Luise möchte lediglich aus ihrer Lage flüchten, ihre Situation ändern, sie verbessern oder gar lösen. Sie spielt gedanklich zwei „Versionen“ einer solchen Lösung durch. Zum einen macht sie sich selbst klein gegenüber Ferdinand, macht sich zum „Nichts“ (S. 16 Z. 7) wie sie in der folgenden vierten Szene des ersten Aktes äußert. Luise denkt zuerst an die „vornehmen Fräulein“ (S. 13 Z. 11), die Ferdinand am Hof um sich hat und – die Luises unterwerfenden Aussprüchen nach – „würdiger“ sind mit einem Major von Walter liiert zu sein. Sie als „schlechtes vergessenes Mädchen“ (S. 13 Z. 12) fühlt sich bei dem Gedanken, dass Ferdinand mit einer Adligen eine Verbindung eingeht – und diese „Gefahr“ besteht – hilflos und „stürzt ihrem Vater zu“ (S. 13 Z. 13). Mit mehreren „Unterwerfungsmetaphern“<sup>39</sup> malt sie sich ihr Bild zu Ende: Dürfte

<sup>35</sup> Diesterweg, S. 30 Z. 39f

<sup>36</sup> Diesterweg, S. 30 Z. 31f

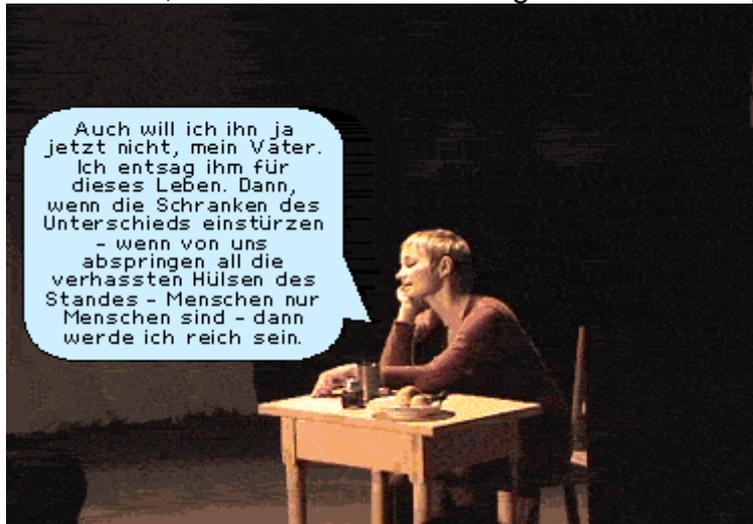
<sup>37</sup> Diesterweg, S. 30 Z. 33ff

<sup>38</sup> Diesterweg, S. 32 Z. 37f

<sup>39</sup> Diesterweg, S. 31 Z. 24

sie „[d]ies bisschen Leben [...] hinhauchen in ein leichtes schmeichelndes Lüftchen, sein Gesicht abkühlen“ (S. 13 Z. 15ff), so genüge ihr dies. Wäre ihr Leben, „[d]ies Blümchen Jugend“ (S. 13 Z. 18) wie Luise es nennt, „ein Veilchen, und [Ferdinand] träte drauf“ (S. 13 Z. 18f), so würde es ihr bereits genügen „bescheiden unter ihm sterben“ (S. 13 Z. 19) zu dürfen. Sie sieht sich als nicht wert, als nicht würdig, als zu bedeutungslos, um selbst etwas von Ferdinand zu erhalten, geschweige denn zu verlangen. Luise ist bereit ihm alles zu geben und hebt auch mit ihrer dritten Metapher ihre Unwürdigkeit hervor: Ferdinand als „stolze majestätische Sonne“ (S. 13 Z. 21) und sie „die Mücke“ (S. 13 Z. 20), die sich aufgrund ihrer Nichtigkeit weder traut sich in die „Strahlen“ (S. 13 Z. 20) zu stellen noch zu „sonn[en]“ (S. 13 Z. 21). Luise „traut“ sich nicht an den adligen Hof heran, kann sie denn ein Leben mit Ferdinand, ein Leben am Hof sowieso nicht führen. Dem Zuschauer erscheint es, als sei der Major „übermenschlich [...] und [Luise] selbst [schrumpft unter ihm bis zur] Unbedeutsamkeit“<sup>40</sup>.

Miller sieht in alledem, in den Hirngespinnsten seiner Tochter die „Frucht von dem gottlosen Lesen“ (S. 13 Z. 9), sieht seine Ängste, die dem Leser bereits in der ersten Szene bekannt gemacht wurden, bestätigt. Mit einem Vorwurf an sich selbst, er hätte „den Major nie“ (S. 13 Z. 25) mit nach Hause nehmen dürfen, erregt er Luises Gemüt erneut. Schiller erwähnt erst im fünften Akt seines Werks, als der Major Miller bezahlen möchte, weshalb Ferdinand von Walter die vier Wände des Musikmeisters betreten hat: Der junge Mann wollte Geigenunterricht bei Miller nehmen und so hat es sich ergeben, dass die Tochter des Musikers „den Major [...] gesehen“ (S. 13 Z. 25f) hat. Luise widerspricht dem vehement, ist froh, dass sie die Bekanntschaft mit ihrem Geliebten gemacht hat und sagt über ihren Vater, dass dieser wohl „nicht wisse[ ], dass Ferdinand [ihr] ist, [ihr] geschaffen, [ihr] zur Freude vom Vater der Liebenden“ (S. 13 Z. 28ff) geschenkt. Wörtlich verwendet Schiller an dieser Stelle die Personalpronomen „mein“ und zweimal „mir“ und verdeutlicht sowohl mit der Verwendung der Pronomen, als auch mit der sich daraus ergebenden Alliteration, dass Luise, die in dieser Rede aufgrund eines Anspruchs auf Ferdinand sagt, dass



dieser ihr geschaffen sei (S. 13 Z. 28f), jetzt „sehr viel stolzer und selbstbewusster“<sup>41</sup> ist. Luise, die liebt und der die Liebe „alle Pulse [...] jagt[ ] [und ihr] das Blut in die Wangen“ (S. 13 Z. 31f) steigen lässt und „Wallungen“ (S. 13 Z. 32) in ihr hervorruft, spricht von ihrem „Herz“ (S. 13 Z. 33), spricht von „[d]amals – o damals“ (S. 13 Z. 35), hebt ihre Sehnsucht an diesen Zeitpunkt sogar noch hervor, indem sie das Wort

wiederholt, spricht realitätsfern in ihrer Euphorie von der „ganze[n] mitfreuende[n] Welt“ (S. 13 Z. 35). In ihrem Hochgefühl verwendet sie weitere bildhafte Ausdrücke, „die Blumen aus dem Erdreich“ (S. 14 Z. 1f), die ihren Gefühlen gleich sind, die aus

<sup>40</sup> Struck, Hans-Erich: Oldenbourg Interpretationen. Friedrich Schiller „Kabale und Liebe“. Oldenbourg Verlag, München 1998, 2. überarbeitete Auflage, S. 51 Z. 15f

<sup>41</sup> Diesterweg, S. 31 Z. 30

dem „Herzen [...] schossen“ (S. 14 Z. 1). Sie fühlt sich in ihrem seelisch-geistigen Schwang der Emotionen wie im „Frühling“ (S. 14 Z. 2), vergleicht ihr Fühlen mit der Natur. Schiller lässt Luise eine kunstvoll gesteigerte Sprache sprechen, die ihre Ergriffenheit, ihre Empfindung und ihren begeisterten Schwung zum Ausdruck bringt. Mithilfe dieses sprachlichen Pathos lässt der Autor das Leid der weiblichen Protagonistin dem Publikum deutlich werden.

In einem Aufschrei unterbricht der erschrockene, entsetzte Miller die Rede seiner Tochter: „Luise – [...] Nimm meinen alten mürben Kopf – nimm alles – alles! den Major – [...] ich kann dir ihn nimmer geben“ (S. 14 Z. 6ff). Miller sagt „nimm“, doch den Major „nimmer“, nie wird Luise ihn haben können. Mit der Parenthese, dem Einschub „ – Gott ist mein Zeuge – “ (S. 14 Z. 8f), hebt Schiller Millers Bezug zum Christentum hervor und unterstreicht dadurch, wie schwer es Miller fällt, wie sehr ihn dieser Auftritt Luises mitnimmt.

Nachdem der Musikus das Zimmer verlassen hat, verfällt Luise in ihre zweite gedankliche Lösung. Sie fantasiert eine Traumwelt im Jenseits, in dem „Zeit“ (S. 14 Z. 11) nur ein „Tautropfe[n]“ (S. 14 Z. 11) ist, in der Ewigkeit, „wenn die Schranken des Unterschieds einstürzen“ (S. 14 Z. 13f), in einer Welt, wo all die „verhasste[n] Hülsen des Standes [...] abspringen“ (S. 14 Z. 9f), wird sie mit Ferdinand zusammen sein, ihn lieben dürfen und ihren Verzicht, den sie auf Erden ausspricht, belohnt bekommen. „Menschen [werden] nur Menschen“ (S. 14 Z. 15) sein und sie wird für ihre irdische „Unschuld“ (S. 14 Z. 16), die ihr Vater so hoch schätzt und die sie sich hier und jetzt im Diesseits bewahrt, entschädigt werden. „Schmuck und [...] Titel“ (S. 14 Z. 17f) werden in Luises Jenseits, „wenn Gott kommt“ (S. 14 Z. 18), nichts wert sein und die „Preise [...] [im] Herzen [werden] steigen“ (S. 14 Z. 19). Schiller bringt hier überdeutlich seine Kritik am höfischen Verhalten ein. Er schätzt das Bürgertum und das sittsam-moralische Leben und bemängelt den Adel, der es nur auf Reichtum, auf „Schmuck und [...] Titel“ (S. 14 Z. 17f) abgesehen hat. Luise sehnt sich innerlich nach dieser Welt, in der jeder Mensch gleich ist, gleiche Rechte hat, gleiche Pflichten, und dies scheint Schillers Ideal eines weltlichen Zusammenlebens zu sein. Das bürgerliche Mädchen wird „dann reich sein“ (S. 14 Z. 19), denn „Unschuld ist nicht ein Sein, sondern eine Leistung“<sup>42</sup> und der „Verdienst“<sup>43</sup> wird im Leben nach dem Tod ausbezahlt werden. „Tränen für Triumphe, [...] schöne Gedanken für Ahnen“ (S. 14 Z. 20f) wird man Luise anrechnen. Deshalb sagt sie: „Ich entsag ihm für dieses Leben“ (S. 14 Z. 12). Durch ihr Verzichten auf Ferdinand wird die Bürgerstochter glücklich werden – wenn auch erst im Jenseits. Der Wunsch, den die Mutter hat, ginge in diesem Zukunftsstaat, in diesem Traumland in Erfüllung – Luises Liebe hätte eine wirkliche Chance, sie hätte ihr Ziel erreicht.

Ferdinand „zieht [Luise] aus ihrer ständischen Herkunft heraus“<sup>44</sup>. Er verkörpert den Schlüssel zu ihrer Traumwelt, eröffnet dem Kind aus bürgerlichem Hause neue Gedankengänge. Doch durch Luises starkes Eingegliedertsein in ihren Stand, ist sowohl eine Unterwerfung, wie es ihr erster Lösungsvorschlag sieht, als auch eine Jenseitsvorstellung nicht möglich, da sie sich damit gegen den Vater und dessen Denken, gegen ihre Erziehung und ihre Religion entscheiden müsste, was der Standesgedanke und ihre Liebe zum Vater nicht zulassen.

Die Szene endet als die Mutter Ferdinand von Walter in überschwänglichem, typischem Sturm und Drang-Schwung „über die Planke [...] spring[en]“ (S. 14 Z. 24f) sieht und Luise in ein hilfloses Schweigen fällt. Sie bittet ihre Mutter lediglich zu

<sup>42</sup> Diesterweg, S. 32 Z. 14

<sup>43</sup> Diesterweg, S. 32 Z. 19

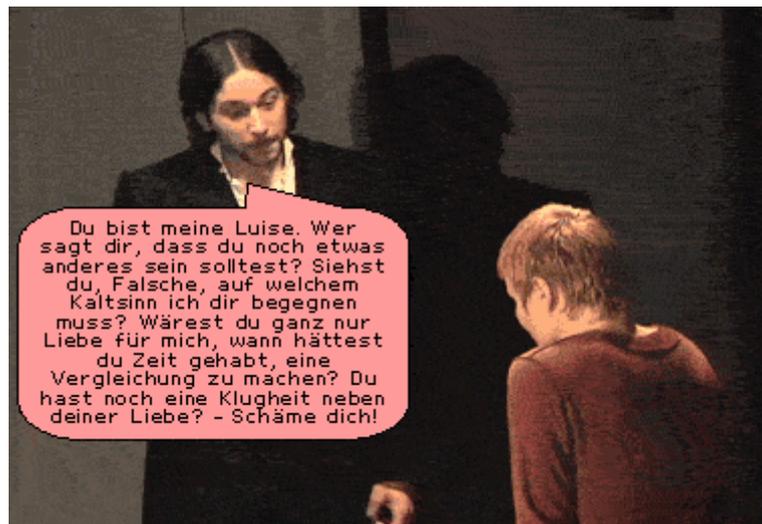
<sup>44</sup> Diesterweg, S. 32 Z. 32

bleiben, da sie sich wohl fürchtet dem Major alleine gegenüber treten zu müssen. Doch dies ist wiederum nur ein Zeichen für Luises inneren Konflikt und die gefürchtete Hin- und Hergerissenheit ihrer Seele.

## Vierte Szene

Der Zuschauer von „Kabale und Liebe“ (Titel) ist mittlerweile so auf den viel erzählten Ferdinand gespannt, dass Friedrich Schiller diesen nicht länger vorenthalten kann. „[J]ugendlich stürmisch“<sup>45</sup> und schwungvoll betritt der Major von Walter den Schauplatz, die bürgerliche Wohnung. Er erweckt beim Publikum den Eindruck, er würde Luise einschüchtern, erschrecken, wobei er selbst aufgeheitert ist. Ferdinands erste Worte, die er an Luise richtet, sind „Du bist blass, Luise“ (S. 15 Z. 6). „Er fliegt auf [Luise] zu“ (S. 15 Z. 3), während Luise „entfärbt und matt auf einen Sessel [...] sinkt“ (S. 15 Z. 3). Diese Antithese und der damit verbundene, bereits erwähnte Stimmungsunterschied spiegelt das Verständnis ihrer Liebe, ihrer Empfindungen und Ängste – welche bei Ferdinand aufgrund seines Charakters und Standes anders aussehen als Luises’ – wider.

„Ferdinands erste Worte sind beobachtend, distanzierend, besitzergreifend und misstrauisch“<sup>46</sup>, stören „das Verhältnis der beiden [jedoch] noch nicht“<sup>47</sup>, da es in ihrer Beziehung noch keinen Anlass zu Misstrauen, zum Beispiel den Verdacht eines Geliebten, gibt. Dennoch ist es auffallend, dass das „Eifersuchtsmotiv“<sup>48</sup> bereits, wenn auch noch verdeckt und in tiefem Schlaf liegend, zu Beginn vorhanden ist. Es bezieht sich vielmehr auf das eventuelle Dasein anderer Gedanken in Luises Kopf, welche Ferdinands Besitzanspruch auf Luise schmälern und ihrer absoluten Liebe schaden könnten. Mit ebendiesem eifersüchtigen Unterton fragt der Major, ob ihn *seine* Luise noch liebt. Wörtlich stellt er die Frage: „Und liebt mich meine Luise noch?“ (S. 15 Z.



<sup>45</sup> Klett, S. 9 Z. 32

<sup>46</sup> Diesterweg, S. 32 Z. 39f

<sup>47</sup> Diesterweg, S. 32 Z. 41

<sup>48</sup> Klett, S. 10 Z. 26

10). Ferdinand von Walter möchte Luise zu eigen haben, „besitzen“ und nimmt sich den Anspruch heraus, wie durch „klare[s] Wasser“ (S. 15 Z. 16), wie durch den Brillanten am Ring seines Fingers in ihre Seele schauen zu können (vgl. S. 15 Z. 15ff) und ist sich sicher: „Hier wirft sich kein Bläschen auf, das ich nicht merkte – kein Gedanke tritt in dies Angesicht, der mir entwischte“ (S. 15 Z. 17ff). Mit dieser Aussage in Form einer bildhaften Sprechweise, einer Metapher, verstärkt Ferdinand seinen Absolutheitsanspruch, seinen uneingeschränkten Besitz Luises und bringt somit auch eine Macht, einen „Herrschaftsanspruch“<sup>49</sup>, welcher ein adliger „Wert“ ist und die Zugehörigkeit zu seinem Stand sichtbar macht, zum Ausdruck. Er sagt zu seiner Geliebten: „Du bist meine Luise. Wer sagt dir, dass du noch etwas anderes sein solltest?“ (S. 15 Z. 27f). Neben der absoluten Liebe zu ihm soll Luise alles andere vergessen, nicht länger Tochter, nicht länger Christin, nicht länger „bürgerlich“ sein, sich von aller Last lösen und sich ihm hingeben. Luise, „das bürgerliche Mädchen [findet sich] in dieser Sprache“ (S. 15 Z. 24) nicht zurecht, es weckt Sehnsüchte in ihr, die für Luise nicht nachvollziehbar und unerreichbar sind.

„Befremdet“ (S. 15 Z. 26) nimmt der Major zur Kenntnis, dass Luise wohl „noch eine Klugheit neben [ihrer] Liebe“ (S. 15 Z. 33) hat. Schiller verwendet das Wort „Klugheit“, um das von Aufklärung bestimmte Denken und die realitätsnahe Weltsicht des bürgerlichen Mädchen mit einem – bezüglich der Liebe – kalt wirkendem Ausdruck darzustellen. Eine Klugheit steht im Gegensatz zu Ferdinands Glaube „an die Macht der persönlichen Liebe“<sup>50</sup>. Er nennt Luise „Falsche“ (S. 15 Z. 28) und fügt an, „auf welchem Kaltsinn [er Luise] begegnen muss“ (S. 15 Z. 28f). Die Macht und den Besitzanspruch erneut aufgreifend entgegnet er seiner Geliebten: „Jeder Augenblick, den du an diesen Kummer verlierst, war deinem Jüngling gestohlen“ (S. 15 Z. 34 und S. 16 Z. 1f).

Die Szene nimmt eine Wendung. Die bisher so schweigsame Luise ergreift das Wort, spricht ihre Ängste an. Sie sieht einen „Abgrund [...], in den [sie] ganz gewiss stürzen muss“ (S. 16 Z. 5f), sieht die „soziale Wirklichkeit“<sup>51</sup>, sieht im Sinne der Aufklärung, sieht die Standesschranken, sieht die Zukunft, sieht, dass man sie beide „trenn[en]“ (S. 16 Z.9) wird. Mit dieser Akkumulation, der Häufung von Argumenten, wirkt das Aussprechen ihrer Gedanken für Luise erleichternd, es sprudelt nur so aus ihr heraus. Mit den Possessivpronomen „dein“ und „mein“ bringt sie unter dem Aspekt der Zugehörigkeit und des Besitzes ihre Sorgen zum Ausdruck. „deine Entwürfe – dein Vater – mein Nichts“ (S. 16 Z. 7). Zudem steigert sie ihre Gedanken von Ferdinand zu seinem Vater, dem Präsidenten, den Luise fürchtet, und sinkt in ihrer Wortwahl steil ab, indem sie zu „ihrem Nichts“ wechselt. Die Klimax ist ein Zeichen für ihre Zerrissenheit und für ihre teils wirren Gedanken, die von einer Sekunde auf die nächste schlagartig wechseln, ebenso wie ihre Stimmung von nachdenklich-realistisch in Ferdinands Gegenwart in schwärmerisch-verträumt verfällt. Später kann Luise jedoch wieder klarere Gedanken fassen und so sprechen, dass selbst einem abgelenkten Zuschauer auffällt, dass sie realistisch genug ist, um die Gegenwärtigkeit und die Zukunft, die Folgen ihrer Liebe abschätzen zu können.

---

<sup>49</sup> Diesterweg, S. 33 Z. 3f

<sup>50</sup> Klett, S. 10 Z. 3f

<sup>51</sup> Klett, S. 10 Z. 16f

Der Major wiederholt Luises letzte Worte „Trennt uns! [...] Woher bringst du diese Ahndung, Luise? Trennt uns? – Wer kann den Bund zweier Herzen lösen [...]?“ (S. 16 Z. 10ff).



Ferdinand denkt an die Möglichkeit einer Beziehung beziehungsweise für ihn gibt es gar nichts anderes als eine Beziehung. Im Gegensatz zu Luise besteht seine Vorstellung jedoch in der „Verbindung [...] auf dieser Welt“<sup>52</sup>. „Die Kraft, die dieses eigentlich Unmögliche für ihn möglich mach[t]“<sup>53</sup> schöpft er aus seiner Liebe und seinem

Herzen<sup>54</sup>.

Ferdinand ist ebenso von seinem Stand geprägt wie Luise. Seine Erziehung und sein Denken ist charakteristisch für den Hof. Hinzu kommen seine Vorstellungen, die man der Epoche „Sturm und Drang“ zuschreibt. Diese Ideen bringt Schiller in seiner Sprachgebung Ferdinands ein. Er spricht von auseinandergerissenen „Töne[n] eines Akkords“ (S. 16 Z. 12f), vom „Riss zum unendlichen Weltall“ (S. 16 Z. 14f) und er selbst ist auch ein „Reißender“ – er reißt an Luises blutender Seele (vgl. S. 13 Z. 1f). Ferdinand von Walter bezieht sich auf eine „höfische Position“, darauf „des Präsidenten Sohn“ (S. 16 Z. 17) zu sein und dadurch die Macht zu haben über die Liebe und Luise entscheiden zu können. „Ich fürchte nichts – nichts – als die Grenzen deiner Liebe“ (S. 16 Z. 22f), lässt er Luise wissen. Diese fürchtet den Vater Ferdinands (vgl. S. 16 Z. 21), den Adel, die Macht des Adels. Der junge Major macht auf den „Landeswucher“ (S. 16 Z. 19), den der Präsident ihm vermachen wird, aufmerksam. Nur Luises Liebe kann ihm dieses Erbe, diese „Flüche“ (S. 16 Z. 18) „versüßen“ (S. 16 Z. 18). Obwohl Ferdinand adlig ist und folglich auch sein Denken und Handeln adlig gefärbt sind, verabscheut er den höfischen Reichtum und die Machenschaften am Hof als Fluch. Dies „treib[t] ihn eher aus seinem Stand heraus, als dass [es] ihn darin“<sup>55</sup> halten würde. Das unterscheidet ihn von Luise, die in ihrem Stand verwurzelt ist.

Der aufbrausende Ferdinand sieht keine Grenzen – schon gar keine Standesgrenzen – er will „Hindernisse“ (S. 16 Z. 23), die wie Gebirge zwischen ihnen stehen (vgl. S. 16 Z. 23f), „für Treppen nehmen und drüber [...] fliegen“ (S. 16 Z. 24f). „Hindernisse scheinen für ihn da zu sein, daß man sie im Sturm überwindet“<sup>56</sup>. „[G]esellschaftliche[ ] Schranken“<sup>57</sup> sind für den jungen Major eine Herausforderung, die er annehmen und bestreiten will. Er möchte „fliegen“ (S. 16 Z. 25), über Hindernisse hinweg „in Luisens Arme fliegen“ (S. 16 Z. 25). Ferdinand lässt sich ganz und gar von seinem Gefühl leiten, „Stürme des widrigen Schicksals sollen [s]eine Empfindung emporblasen“ (S. 16 Z. 25f) und „Gefahren werden [...] Luise nur reizender machen“ (S. 16 Z. 27). Der

<sup>52</sup> Klett, S. 10 Z. 6f

<sup>53</sup> Klett, S. 10 Z. 9ff

<sup>54</sup> Klett, S. 10 Z. 11

<sup>55</sup> Diesterweg, S. 33 Z. 23f

<sup>56</sup> Klett, S. 9 Z. 332ff

<sup>57</sup> Klett, S. 10 Z. 8

junge Adlige nimmt sich eine Position heraus, die eine „traditionelle[ ] Rollenzuweisung[ ]“<sup>58</sup> bei weitem übersteigt. Er „bestimmt [nicht nur], wer in dieser Beziehung aktiv und wer nur passiv sein soll“<sup>59</sup>, sondern erhebt sich selbst zu einer beschützenden, über Luise verfügende Person, schreibt sich göttliche Fähigkeiten zu, will „über [das Bürgersmädchen] wachen wie der Zauberdrach über unterirdischem Golde“ (S. 16 Z. 29f). „Mir vertraue dich. Du brauchst keinen Engel mehr – Ich will mich zwischen dich und das Schicksal werfen“ (S. 16 Z. 30ff), spricht er zu Luise. Ferdinand möchte Luisens „Vormund“ sein, ein „Schutzschild“, sowohl in schmerzhaften als auch in freudigen Angelegenheiten, „auffassen [...] jeden Tropfen aus dem Becher der Freude [...] und] ihn [Luise] bringen in der Schale der Liebe“ (S. 16 Z. 32ff). Er stellt sich schützend vor seine Geliebte – nimmt ihr dadurch allerdings ihre eigene Entscheidungsfähigkeit vollkommen ab. Mit Aussagen wie „An diesem Arm soll meine Luise durchs Leben hüpfen“ (S. 16 Z. 35f) „zerschlägt [er] den Schutz[ ] ihrer Verzichthaltung“<sup>60</sup>. Die bürgerliche Luise wird durch sein größenwahnsinniges Gerede, das in ihr „Hoffnungen“ (S. 17 Z.5) weckt und ihr „Herz [...] wie Furien“ (S. 17 Z. 5f), wie Rachegöttinnen anfällt, „in große[ ] Bewegung“ (S. 17 Z. 3) versetzt, die erneut Emotionen in ihr aufkochen lässt. Diese Gedanken hatte Luise bisher verdrängt, sie „hatte diese Träume vergessen und war glücklich“ (S. 17 Z. 9). Hat sie sich in der dritten Szene noch an „[d]amals – o damals“ (S. 13 Z. 35f) erinnert, spricht sie an dieser Stelle von „Jetzt! Jetzt! Von heut“ (S. 17 Z. 10), von ihrer neuen Konfliktsituation, die ihren utopischen Ausweg als einen irdischen, möglichen Ausweg erscheinen lässt. Der „Friede [ihres] Lebens ist aus“ (S. 17 Z. 10f), Ferdinand hat „den Feuerbrand in [ihr] junges friedliches Herz geworfen“ (S. 17 Z. 12f). Sie verwendet in ihrem Gefühlsüberschwang eine Metapher, um ihrem Geliebten in übertragener Form mitzuteilen, dass durch seine hoffnungsvollen Aussagen – durch eine Alliteration hervorgehoben – „[w]ilde Wünsche“ (S. 17 Z. 11) in ihr geweckt werden. Verstärkt wird ihre Rede durch eine Wiederholung: „nimmer, nimmer“ (S. 17 Z. 14) und niemand wird den Brand in ihrem Herzen löschen können. „Ferdinand hat seine Macht auf Luise ausgespielt“<sup>61</sup> und so endet die Szene mit anderen Stimmungsverhältnissen, als sie begann. Der stürmische Ferdinand, der „seine[n] Rausch [...] [anfangs noch] steigert“<sup>62</sup>, wird ruhig, steht fassungslos und „sprachlos“ (S. 17 Z. 15), kann Luise nicht verstehen. Luise hingegen ist anfangs „erst scheu, dann skeptisch, abwehrend [und] schließlich verzweifelt“<sup>63</sup>. Nun ist es das Mädchen, das aus dem Zimmer „stürzt“ (S. 17 Z. 15), Ferdinand „fliegt“ (S. 15 Z. 3) und „springt“ (S. 14 Z. 24) nicht mehr, er „folgt ihr sprachlos nach“ (S. 17 Z. 15). Die Szene zeigt, „wie sehr Verschiedenes beide unter ‚Liebe‘ verstehen“<sup>64</sup>. Luise und Ferdinand haben insgesamt eine absolut unterschiedliche – vermutlich nie zu vereinigende – Wirklichkeitssicht<sup>65</sup>, die zwischen den zwei Verliebten steht, die eine verständliche Kommunikation der beiden stets unmöglich macht, ein – um mit Ferdinands „Sturm und Drang“-Begriff zu sprechen – Hindernis, das unüberwindbar scheint.

<sup>58</sup> Diesterweg, S. 33 Z. 37

<sup>59</sup> Diesterweg, S. 33 Z. 37f

<sup>60</sup> Diesterweg, S. 33 Z. 39f

<sup>61</sup> Diesterweg, S. 34 Z. 10

<sup>62</sup> Diesterweg, S. 33 Z. 33f

<sup>63</sup> Diesterweg, S. 33 Z. 32f

<sup>64</sup> Diesterweg, S. 33 Z. 27f

<sup>65</sup> vgl. Klett, S. 10 Z. 16ff

## Fünfte Szene

Schiller beendet den ersten Teil seiner Exposition mit den zwei davonlaufenden Liebenden, die – unglücklich in ihrer Situation – das bürgerliche Zimmer verlassen haben. Der Autor wechselt „abrupt den Schauplatz“<sup>66</sup>, bildet mit dem großen „Saal beim Präsidenten“ (S. 17 Z. 17) den Gegensatz zum bürgerlichen, kleinen Zimmer bei Miller. Nach der gefühlergriffenen hinausstürzenden Luise wird der Leser in dieser fünften Szene mit den Figuren am Hof bekannt gemacht. Wurm, der im bürgerlichen Umfeld bereits in der zweiten Szene aufgetreten ist, erscheint jetzt in höfischer Sphäre.

Wie „von Vater Miller [am Ende der zweiten Szene] vorausgesehen“<sup>67</sup> hat sich Wurm auf den Weg zum Präsidenten gemacht, um diesem von der Liebschaft zu erzählen. Die ganze Handlung wirkt paradox, geht es doch um einen „Diener, der seinem Herrn etwas beizubringen versucht“<sup>68</sup>. Kann Wurm den Musikus noch einschüchtern und ängstigen, „schlägt [er beim Präsidenten] einen unterwürfigen Ton an“<sup>69</sup>.

Das Bürgertum schätzt „Beziehungen und Werte [...] wie [...] Tugend, Reinheit, Christentum [und] Liebe“<sup>70</sup>. Solche Bedeutungen gibt es am Hof nicht. Es gibt nur das „einzige[ ] Ziel [...] der Machtsicherung und des Machtausbaus“<sup>71</sup>. Schiller übt Kritik am Adel, indem er den Personen am Hof schillernde, teils kriminelle Charaktere zuschreibt, aber auch, indem er wahrheitsgemäß auf Missstände aufmerksam macht, die ihn – war er doch selbst Schüler an der Karlsschule – zu diesem Kritiküben und zum Schreiben erst Anlass gegeben haben. „Jeder versucht den anderen zu berechnen und für seine Zwecke einzusetzen“<sup>72</sup>, dient es nur der Karriere und der eigenen Person. Kommen andere, außenstehende Personen zu Schaden, so wird dies als Nebeneffekt billigend in Kauf genommen. Allein diese Einstellung erweckte in dem jungen Friedrich Schiller große Ablehnung, wobei er das Bürgertum durchaus schätzte, wie man an seiner Sympathie für die bürgerlichen Menschen, am Charakterzug Luises und Millers, erkennen kann. Die Mutter und Wurm haben von ihm den historischen Bezügen entsprechend ein Verhalten, das dem jungen Schreiber zuwider ist, was jedoch dafür zeugt, dass es auch im Bürgertum durchaus Abgrenzungen zu machen gab, erhalten.

Die von Luise „verhasste[n] Hülsen des Standes“ (S. 14 Z. 14f), die „Titel“ (S. 14 Z. 18) und der „Schmuck“ (S. 14 Z. 17) sind die zählenden „Werte“ beim Adel, stehen symbolisch für diesen. So ist es auffallend, dass der Präsident mit einem „Ordenskreuz“ (S. 17 Z. 18) und einem „Stern an der Seite“ (S. 17 Z. 18f) die Szene betritt. Ferdinands Vater verwendet eine Sprache, die vom Adel geprägt ist, die den

---

<sup>66</sup> Diesterweg, S. 34 Z.

<sup>67</sup> Klett, S. 11 Z. 35f

<sup>68</sup> Diesterweg, S. 34 Z. 23f

<sup>69</sup> Diesterweg, S. 34 Z. 26f

<sup>70</sup> Diesterweg, S. 34 Z. 30f

<sup>71</sup> Diesterweg, S. 34 Z. 31f

<sup>72</sup> Diesterweg, S. 34 Z. 27f

Adel schätzt und das Bürgertum verachtet, die französische Begriffe enthält und die – im Kontrast zu Millers Frau – richtig „französisch“ ausgesprochen und betont werden und somit auch die Arroganz und Überheblichkeit zum Ausdruck bringen. Folglich reagiert der Präsident sehr hochnäsiger und nicht gerade überrascht, als sein Sekretär ihm von der Beziehung seines Sohnes zu einem bürgerlichen Mädchen, von diesem ungleichen „Attachement“ (S. 17 Z. 20), berichtet. Bürger, Untertanen des Hofes, und somit auch Luise, werden vom Präsidenten von Walter als Diener und Gesindel betrachtet. Folglich sieht er die Liaison Ferdinands zu „der Bürgerkanaille“ (S. 17 Z. 24) „nur [als] eine Talentprobe“<sup>73</sup>, die ihm zeigt, dass sein Sohnmann „Witz genug hat“ (S. 18 Z. 8f) ein Mädchen an der Nase herumzuführen. Von Eifersucht geleitet, aber von eigenem Stolz und Schwärmerei – liebt er Luise doch – getragen, eröffnet Wurm seinem Arbeitgeber, dass es sich um „Musikmeister Millers Tochter“ (S. 17 Z. 29), das „schönste Exemplar einer Blondine“ (S. 17 Z. 31) handle, die sogar „neben den ersten Schönheiten des Hofes noch Figur machen würde“ (S. 17 Z. 32f). Wurm erzählt dies „lebhaft“ (S. 17 Z. 31) und dem Präsidenten bleibt nicht unbemerkt, dass sein Sekretär selbst dieses Mädchen mag. Des Hofes schnellen Entscheidungen gleich, sieht sich der Präsident zu keiner Handlung veranlasst, ist die Liebschaft doch ein Beweis, dass Ferdinand „Gefühl für das Frauzimmer hat“ (S. 18 Z. 3) und er somit auch in der Lage ist „bei Hof etwas durchzusetzen“ (S. 18 Z. 5) und sogar „Präsident werden [...] kann“ (S. 18 Z. 9f). Damit sieht der Vater adlige Werte, „Geschmack“ (S. 18 Z. 7), „Witz“ (S. 18 Z. 8) und „Glück“ (S. 18 Z. 11) in seinem Sohn – vererbt oder anerzogen – und sieht sich somit in seiner Position Präsident zu sein bestätigt. Er kann keine zu bemängelnde Eigenschaften bei seinem Nachkommen finden, ist stolz auf seinen „Stammbaum[ ]“ (S. 18 Z. 13), bestätigt ihn jetzt auch noch das Gefühl alles richtig gemacht zu haben und auf der Erfolgsstrecke Sieg für Sieg einzufahren – für sich und für Ferdinand.

Die unmoralische Einstellung des Präsidenten bestätigt Millers Ängste. Liebe gibt es

für den Präsidenten nur in Form von Sexualität, die man als Mittel zur Durchsetzung seiner Pläne benutzen kann<sup>74</sup>, ein „selbstverständliches Verhalten seiner Klasse“<sup>75</sup>.

Sollte aus diesem Verhältnis „ein[ ] gesunde[r] Enkel“ (S. 18 Z. 12) entstehen, werde er „die Skortationsstrafe für [die] Dirne [...] bezahle[n]“ (S. 18 Z. 14f). Mit der Bezahlung sei das Mädchen für alle Verführungen entschädigt. Ist dies jedoch etwas, das Wurm zuwider wäre, will er Luise doch „unschuldig und rein“, hofft er für den Präsidenten, dass dies nie der Fall sein möge. Bemerkt der Präsident Wurms Absichten „sich seinen Nebenbuhler [...] vom Hals“ (S. 18 Z. 22f) haben zu wollen, so ist der Präsident dennoch nicht fähig Liebe im Sinne des Bürgertums oder Ferdinands zu empfinden oder nachzuvollziehen und so bleibt



entschädigt. Ist dies jedoch etwas, das Wurm zuwider wäre, will er Luise doch „unschuldig und rein“, hofft er für den Präsidenten, dass dies nie der Fall sein möge. Bemerkt der Präsident Wurms Absichten „sich seinen Nebenbuhler [...] vom Hals“ (S. 18 Z. 22f) haben zu wollen, so ist der Präsident dennoch nicht fähig Liebe im Sinne des Bürgertums oder Ferdinands zu empfinden oder nachzuvollziehen und so bleibt

<sup>73</sup> Diesterweg, S. 34 Z. 35

<sup>74</sup> vgl. Diesterweg, S. 34 Z. 37ff

<sup>75</sup> Diesterweg, S. 34 Z. 40

ihm auch „Wurms Eifersucht [...] unverständlich“<sup>76</sup>. Er erkennt den Eigennutz, den der Sekretär aus dieser Kabale ziehen möchte, und warnt Wurm ihn nicht „auf[zu]hetzen“ (S. 18 Z. 21), will der Präsident selbst nicht zum „Mittel“ werden und sich bei Wurms Vorhaben ausnutzen lassen. Wie der Rothaarige bereits versucht hat mithilfe Millers Luise für sich zu gewinnen, probiert er sein Glück nun bei Ferdinands Vater, wird er doch „Mühe haben [...] [Ferdinand] bei dem Mädchen auszustecken“ (S. 18 Z. 27f). Dies wiederum – eine von Wurm eigenständig angegangene Kabale – ist dem Präsidenten „wieder begreiflich“ (S. 18 Z. 26), ist er selbst doch in diesem kriminellen Milieu geübt und erfolgreich. Wurms „Ansatz zum Schelmen [...] entzückt“ (S. 18 Z. 27) den Hofmann, ärgert sich aber darüber, dass dieser ihn „mitprellen woll[te]“ (S. 18 Z. 28f). Da dem Präsidenten bürgerliches Denken und Empfinden völlig fremd und fern sind, ist es ihm unbegreiflich, weshalb Wurm die Liebschaft zwischen seinem Sohn und Luise nicht zulässt, ist es von Seiten Ferdinands nur zweckmäßig, ein Abenteuer, ein sexuelles Ausleben seiner Triebe und von keiner langen Dauer geschweige denn von ernstgemeinten Absichten. Wurm könne Luise dann aus zweiter Hand haben, was ja für einen „bürgerlichen Aufsteiger[ ] am Hof“<sup>77</sup> – in den Augen des Präsidenten – immer noch gut genug sei, und solle sich mit dem „hiesigen Adel“ (S. 19 Z. 2) trösten. Ist es doch Sitte, dass bei einer „Mariage [...] ein halb Dutzend der Gäste – oder der Aufwärter – das Paradies des Bräutigams geometrisch ermessen kann“ (S. 19 Z. 3ff). Jede Frau wird erst verheiratet, zum „Paradies“ (S. 19 Z. 5) eines einzigen Mannes, nachdem sie mehrere Verhältnisse hatte. Der rothaarige Sekretär „mache hier gern den Bürgersmann“ (S. 19 Z. 7f), hätte Luise gerne in ihrer vollen, unberührten „Unschuld“ (S. 14 Z. 16), wie es sich ein Mann aus dem Bürgertum wünsche.

„Handelt es sich bei der Liebschaft wirklich um etwas Ernstzunehmendes, so muß der Präsident dem Treiben ein Ende setzen“<sup>78</sup>. Affären sind mit jedem Stand, meist jedoch mit höfischen Mätressen üblich, aber eine ernste Liebschaft eines Adligen zu einem Mädchen aus bürgerlichem Hause ist undenkbar und absolut nicht duldbar. „Damit nun der Fürst im Netz [der] Familie [des Präsidenten] bleibe“ (S. 19 Z. 21) und der Hofmann um den Einfluss der Lady und um sein „Ansehen“ (S. 19 Z. 15) weiß, „soll [s]ein Ferdinand die Milford heiraten“ (S. 19 Z. 22f), um dadurch „Geld, Macht und Ehre“<sup>79</sup> zu erhalten. Für den Präsidenten ist diese Heirat eine Selbstverständlichkeit, hat er selbst schon genug getan, um seine Position, von der auch Ferdinand profitiert, zu stärken. „Die Verheiratung abgelegter Mätressen mit Angehörigen des eigenen Hofstaats war gängige Praxis im Absolutismus“<sup>80</sup> und der „Herzog sucht eine Partie für die Milford“ (S. 19 Z. 18), was dem Präsidenten gerade gelegen kommt, hat er es diesen Gedanken nicht schon seit längerem als Plan in seinem Kopf. Hier wird deutlich, dass auch Ferdinand „nur [eine] Figur in diesem Spiel“<sup>81</sup> ist.

Wurm, den Peter und Martina Herrmann als „zum Gegner übergelaufenen Bürgersmann“<sup>82</sup> bezeichnen, befürchtet, dass das Vorhaben des Hofmanns zu „zärtlich[ ]“ (S. 19 Z. 27) sei und von Ferdinand „mit Protest zurückkommen“ (S. 19 Z. 28) werde, liebt dieser Luise aus tiefstem Herzen, was Wurm natürlich weiß und

---

<sup>76</sup> Diesterweg, S. 34 Z. 36

<sup>77</sup> Diesterweg, S. 35 Z. 26

<sup>78</sup> Klett, S. 12 Z. 9ff

<sup>79</sup> Diesterweg, S. 35 Z. 4

<sup>80</sup> Diesterweg, S. 36 Z. 12f

<sup>81</sup> Diesterweg, S. 36 Z. 10

<sup>82</sup> Diesterweg, S. 36 Z. 2f

fürchten muss. Mit einer gelungenen Kabale des Präsidenten hätte der Sekretär sein Ziel erreicht, er wäre seinen Mitstreiter Ferdinand los und könnte Luise für sich gewinnen. Deshalb, also aus purem Egoismus und Eigennutz, ein adliger „Argwohn“ (S. 19 Z. 35), den Wurm bereits als höfische Eigenschaft angenommen hat, ist ihm so sehr daran gelegen „eine schärfere Probe“ (S. 20 S. 5) als die Heirat der Lady Milford für Ferdinand durchzuführen. Eine Mätresse, eine höfische Dirne wird der vom „Sturm und Drang“ geprägte Major – das ist Wurm bewusst – nie und nimmer heiraten wollen. Hier kann Wurm „seine Fähigkeiten unter Beweis stellen: Schläue, Witz, Verschlagenheit und taktisches Geschick“<sup>83</sup>. Er unterscheidet sich in dieser Angelegenheit insofern vom Präsidenten, dass dieser sich nie „mit einem: Es soll so sein, einstellen“ (S. 19 Z. 30f) könnte, Wurm allerdings „hat keinen Ehrgeiz, wie der Präsident, sondern ist vorwiegend auf Erhaltung seiner Position und auf Absicherung aus“<sup>84</sup>, will Luise an sich binden. Der Sekretär schlägt seinem Arbeitgeber vor Ferdinand „die untadeligste Partie im Land [...] [zu] [w]ählen“ (S. 20 Z. 5f), eine Frau, an der Ferdinand auch Gefallen finden könnte, eine Frau, die die große Liebe zu Luise wirklich in Frage stellt. Wie sicher sich der „bürgerliche[ ] Aufsteiger[ ] am Hof“<sup>85</sup> mit seiner Vorahnung ist, verdeutlicht er durch das Angebot bei Nichtstimmen seiner Vermutung „drei Jahre [lang] Kugeln [zu] schleifen“ (S. 20 Z. 7). Der Präsident ist von der Kabale überzeugt, doch sein Sohn „soll geschont werden“ (S. 20 Z. 15). Der Hofmann wird eine „unwillkommene[ ] Schwiegertochter“ (S. 20 Z. 16f) los, der Sekretär erhält sozusagen als „Gegendienst“ (S. 20 Z. 18) eine Frau (vgl. S. 20 Z. 18f). Man könnte die Machenschaften des Adels durchaus mit „eine Hand wäscht die andere“ bezeichnen, denn jeder handelt aus egoistischem Selbstzweck.

Schiller unterstreicht seine Adelskritik, indem er den Personen kriminelle Vergangenheiten zuschreibt. „Wenn [Wurm] plaudert“ (S. 20 Z. 23) wird der Präsident dessen „falsche[ ] Handschriften auf[...]zeigen“ (S. 20 Z. 24f). Der Vater Ferdinands hat seinen Sekretär also „wie den Schröter“ (S. 20 Z. 27), wie eine Spielfigur, eine Marionette „am Faden“ (S. 20 Z. 27). Trotz alledem hat Wurm sein Ziel mithilfe seiner „Schurkerei“ (S. 20 Z. 27), der „Berechnung“<sup>86</sup> des Präsidenten, erreicht, „bückt sich vergnügt“ (S. 20 Z. 20) vor dem Präsidenten, „lacht“ (S. 20 Z. 24) und „geht ab“ (S. 20 Z. 25).

„Schiller braucht die Figur des Wurm zur Vermittlung zwischen höfischer und bürgerlicher Sphäre“<sup>87</sup>, als Offenbarer der inneren Gefühle beider Parteien, um den „Konflikt [...] in die Psyche der Figuren hineinverlager[n]“<sup>88</sup> zu können. Wurm bietet erst die Möglichkeit psychische Werkzeuge zu verwenden, ohne diese „hätte der Präsident nur äußere [, politische] Machtmittel“<sup>89</sup>. Friedrich Schiller prangert also offenkundig höfische Missstände an. Zusammenfassend sind dies die Unterordnung der privaten Beziehung „unter das politische Kalkül“<sup>90</sup>, das Mätressenwesen und die Verheiratung dieser Frauen an adlige Bekannte, den Aufstieg und die Ausnutzung, indem man andere Personen berechnet und als Spielfiguren benutzt, die Wertlosigkeit einer wahren Liebe in der Welt und den Umgang des absolutistischen Hofes mit seinen Bürgern. Diese und weitere Kritiken hat der junge Autor gekonnt–

<sup>83</sup> Diesterweg, S. 35 Z. 9f

<sup>84</sup> Diesterweg, S. 35 Z. 18ff

<sup>85</sup> Diesterweg, S. 35 Z. 26

<sup>86</sup> vgl. Diesterweg, S. 35 Z. 15f

<sup>87</sup> Diesterweg, S. 35 Z. 32f

<sup>88</sup> Diesterweg, S. 35 Z. 33f

<sup>89</sup> Diesterweg, S. 35 Z. 34f

<sup>90</sup> Diesterweg, S. 36 Z. 5f

teils auffallend als zentrales Thema des Buches, teils aber auch versteckt– in sein Werk integriert.

## Sechste Szene

Die politischen und gesellschaftlichen Bedingungen bilden Schillers Grundlage und Rahmen für das Werk. Seine historischen Bezüge verarbeitet er in „Kabale und Liebe“ (Titel) auch mit der Figur des Hofmarschalls. Er lässt die Figur als Karikatur und Marionette des Präsidenten auftreten, bringt auf diese Weise seine Kritik am Adel ein und setzt gleichzeitig die Kabale in Gang.

Die sechste Szene ist ein Dialog zwischen dem Präsidenten von Walter und dem Hofmarschall von Kalb. Die Zugehörigkeit dieser beiden Personen innerhalb des Adels zeigen schon deren Namen. Ein „von Walter“ ist dem gehobenerem Hofvolk zuzuordnen, ein „von Kalb“ einer unteren Adelsschicht. Der Marschall „interessiert sich für Mode und Hofklatsch“<sup>91</sup>, ist eine echte „Hofschanze“<sup>92</sup>. Der Autor stellt ihn als Karikatur, als Spottzeichnung „in einem reichen aber geschmacklosen Hofkleid, mit [...] zwei Uhren und einem Degen, Chapeaubas und [auffallend] frisiert“ (S. 21 Z. 1ff) dar. Charakteristisch für den Adel ist die Beschreibung von Kalbs mit französischen Begriffen wie zum Beispiel der „Chapeaubas“ (S: 21 Z. 4), den zweispitzigen Hut, den er trägt, sein Haar, das als „frisiert à la Hérisson“ (S. 21 Z. 4) definiert ist oder die Regieanweisung bei seinem Auftreten „das ganze Parterre [...] [mit] eine[m] Bisamgeruch“ (S. 21 Z. 6) zu versehen. Kalbs Sprache ist am Hof – wie



die der Mutter in bürgerlichen Kreisen – eher unpassend und zeigt, wie wenig „Überblick [er] über die Situation besitzt[t]“<sup>93</sup>. Mit „großem Gekreisch [...] fliegt“ (S. 21 Z. 4f) er auf von Walter zu. Typisch für sein Tratschen fragt der Hofmarschall den Präsidenten zuerst, wie dieser „geruht“ (S. 21 Z. 8) und „geschlafen“ (S. 21 Z.8) habe und wiederholt damit an dieser Stelle, nur mit anderen Worten ausgedrückt, zweimal die gleiche Frage. Von Kalb

erzählt in seiner überschwänglichen Art von seinen „dringende[n] Geschäfte[n]“ (S.

<sup>91</sup> Klett, S. 12 Z. 30f

<sup>92</sup> Klett, S. 12 Z. 30

<sup>93</sup> Benno Wiese, S. 255 Z. 7f

21 Z. 9f), dem „Küchenzettel“ (S. 21 Z. 10) des Herzogs, „Visitenbillets“ (S. 21 Z. 10), „mit denen [man] Höflichkeitsbesuche an[...]kündigt“ (S. 129 Z. 1f; Anmerkungen) und von einer geplanten „Schlittenfahrt“ (S. 21 Z. 11), was die gesamte Handlung auf einen Wintertag festlegt und somit ein Treffen „in der freien Natur“<sup>94</sup> sowohl für Ferdinand und Luise als auch für alle anderen, unmöglich macht. Welch guten Draht der Hofmarschall zum Herzog hat, wird durch seine Anwesenheit beim „Lever“ (S. 21 Z. 12), dem Aufsteheremoniell bei „Seiner Durchleucht“ (S. 20 Z. 13), deutlich.

Der Hofmarschall von Kalb möchte dem Präsidenten ein morgendliches „Malheur“ (S. 20 Z. 19) mitteilen und fordert diesen mit der Wiederholung „Hören Sie nur.“ (S. 21 Z. 20), „Hören Sie nur.“ (S. 21 Z. 22) zum Vernehmen der Nachricht auf. Er erzählt von dem „scheu[en] [...] Hengste“ (S. 21 Z. 23), der ihm „die Beinkleider [...] über und über [...] [mit] Gassenkot [...] [be]sprüht“ (S. 21 Z. 24f) hat. Um sich in seiner heikeln Lage selbst zu helfen, „fingier[te] [er] eine Ohnmacht“ (S. 21 Z. 29). Stolz darauf, dass er es dann geschafft hat „nach Haus“ (S. 21 Z. 31) zu fahren, sich umzuziehen und trotz allem „noch der Erste“ (S. 21 Z. 32) beim Empfang am Morgen gewesen zu sein, zeigt die höfische „Karikatur“<sup>95</sup>, welche große Rolle die Öffentlichkeit und das Ansehen für ihn und den restlichen Adel spielt. Deshalb ist es auch „die Maschinerie der Hoföffentlichkeit“<sup>96</sup>, die der Präsident zur Verbreitung seines Planes benutzt.

Um Kalbs Zugehörigkeit zum Adel zu beweisen hat Schiller ihm – mit des Präsidenten von Walters Worten – genügend „Witz[ ]“ (S. 21 Z. 35) gegeben, um eine solche Inszenierung zu improvisieren. Die Szene verdeutlicht dem Zuschauer, dass es dem adligen Volk nur um „Positionskampf [und] um die Stellung in der Hofhierarchie“<sup>97</sup> geht. Doch der Präsident muss sich vor Kalb nicht in Acht nehmen, da dessen Macht, „Kämpfe, Geschäfte und Malheurs inhaltlich im Belanglosen bleiben“<sup>98</sup>.

Der Hofmarschall kommt sich selbst jedoch „wichtig“ (S. 22 Z. 1) vor und ist somit auch für jede „wichtige Neuigkeit“ (S. 22 Z. 3) zu haben. Der Präsident eröffnet ihm, „dass Lady Milford Majorin von Walter wird“ (S. 22 Z. 7f) und dies bereits „unterschrieben[e]“ (S. 22 Z. 11) Sache sei. Mit seiner Absicht „vollendete Tatsachen“<sup>99</sup> geschaffen zu haben, fordert er den Hofmarschall auf die Heirat,



„den Entschluss [s]eines Ferdinands in der ganzen Residenz bekannt [zu] machen“ (S. 22 Z. 13ff). Dies ist für von Kalb eine Herausforderung, die seinen Fähigkeiten entspricht und die er „entzückt“ (S. 22 Z. 16) und „mit tausend Freuden“ (S. 22 Z. 16) annimmt. Noch fröhlicher gelaunt als er angefliegen (vgl. S. 21 Z. 4) kam, „flieg[t]“ (S.

<sup>94</sup> Diesterweg, S. 36 Z. 37

<sup>95</sup> vgl. Diesterweg, S. 36 Z. 26

<sup>96</sup> Diesterweg, S. 36 Z. 39f

<sup>97</sup> Diesterweg, S. 36 Z. 20f

<sup>98</sup> Diesterweg, S. 36 Z. 23

<sup>99</sup> Diesterweg, S. 36 Z. 40f

22 Z. 17) und „[h]üpft“ (S. 22 Z. 19) er mit den Worten „in drei Viertelstunden weiß es die ganze Stadt“ (S. 22 Z. 18f) hinaus.

Der Präsident, der sich aufgrund seiner Macht und der „Ohnmacht“ (S. 21 Z. 29) von Kalbs belustigen kann, „lacht dem Marschall nach“ (S. 22 Z. 20) und freut sich über den bisher erfolgreich ausgeführten Plan. Durch die Ausübung von Druck hat er seine Untertanen „am Faden“ (S. 20 Z. 27) und genießt seine Machtauspielung über „diese Geschöpfe“ (S. 22 Z. 21), über Wurm und über von Kalb, aber auch über Ferdinand, der nun „in Zugzwang“<sup>100</sup> geraten wird.

Sein Sekretär Wurm kündigt seinen Sohn, den jungen Major von Walter an. Der Präsident ist sich sicher, dass „Ferdinand [...] ja [...] nun [...] wollen [...] muss“ (S. 22 Z. 21f), hat doch er, der Vater, die Hochzeit bereits geplant und rechnet fest mit seiner Zusage, so wird es der junge Sohn wohl kaum wagen sich gegen den väterlichen Entschluss stellen. Dennoch endet die Szene mit einem „gedankenvoll [...] auf und nieder“ (S. 22 Z. 25) gehenden Präsidenten.

Schiller hat dem Marschall von Kalb mit einer negativen Rolle am Hof gekennzeichnet und so erneut seine Gesellschaftskritik geäußert und verdeutlicht, dass es Verbindungen sind, die zählen. Durch Wurm, den Vermittler „nach unten“ zum Bürgertum, hat der Präsident Einblick in diese Gesellschaftssphäre erhalten, durch den Hofmarschall stellt er den Kontakt zum Herzog her. Ohne Verbindungsmänner wäre es keiner Schicht möglich „nach oben“ aufzusteigen oder „nach unten“ Druck auszuüben. Um dies zu erreichen werden Menschen als Mittel zur Machtsicherung, als Marionetten, als Werkzeuge benutzt. Auf dieser Ebene ist die Ausführung einer Intrige von Schiller ideal gewählt.

Zu dieser Szene ist noch anzumerken, dass es am Hof keine Frauen gibt, die eine „richtige“ politische Macht ausüben. Hat eine Mätresse indirekt über ihren Adelsmann Einfluss, so gibt es jedoch keine direkten mitsprachefähigen Frauen. Gibt es im Bürgertum noch die Mutter, die die dümmliche, naive Rolle eines Klatschmauls erhalten hat, ist diese Position am Hof von Männern, nämlich von der Schicht von Kalbs besetzt.

## Siebente Szene

Zum Abschluss seiner Exposition lässt Schiller Ferdinand bei seinem Vater vorsprechen. Mit dem Konflikt, der sich zwischen den beiden auftut, zeigen sich Parallelen der Vater-Sohn-Beziehung zum Verhältnis Millers zu seiner Tochter. Die Väter sind bestürzt über das Denken und den Willen ihrer Kinder – Miller, weil er für Luise nur Gutes möchte, der Präsident, weil Ferdinand seine Vorstellungen und Ziele nicht mit ihm teilt, was letztlich dazu führt, dass das Zusammentreffen zu einem „intensiven und stürmischen Streitgespräch“<sup>101</sup> führt.

---

<sup>100</sup> Diesterweg, S. 36 Z. 41

<sup>101</sup> Klett, S. 13 Z. 12f

Die siebte Szene dient zur Abrundung der Exposition und zur Darstellung des „familiären“ Verhältnisses am Hof, des Umgangs des Präsidenten mit seinem Sohn und gibt „Einblick in die innere Verfassung Ferdinands“<sup>102</sup>.



Mit einem förmlichen, distanzierten „Sie haben befohlen, gnädiger Herr Vater“ (S. 22 Z. 28) begrüßt Ferdinand den ihn erwartenden Präsidenten. Auffallend ist, dass der Vater einen Befehl erlässt seinen Sohn sehen zu wollen – Ferdinand ist also auf Anweisung, nicht freiwillig gekommen. Ob der Präsident mit seinem Kind je von einer „familiären“ Atmosphäre umgeben war, ist sehr

fraglich, ist die Vorstellung einer Familie doch eine bürgerliche, keine höfische. Wenn die beiden scheinbar auch wenig Zeit miteinander verbringen – was auf ihre unterschiedliche Gesinnung zurückzuführen ist – behauptet der Vater dennoch „Ferdinand [...] schon eine Zeitlang [...] [zu] beobachte[n]“ (S. 22 Z. 31). Er vermisse „die offene rasche Jugend“ (S. 22 Z. 32) an seinem Sohn, was durchaus ein Zeichen für die Wandlung durch seine Liebe zu Luise sein kann. Für den Zuschauer ist Ferdinand sehr wohl „offen“ (S. 22 Z. 32), „rasch“ (S. 22. Z. 32) und stürmisch-jugendlich, auch ohne ihn vor der Liebschaft gekannt zu haben. Ebenso ist ungewiss, ob der Präsidenten an dem Verhalten des jungen Majors – früher wie heute – wirklich „[E]ntzück[en]“ (S. 22 Z. 33) gefunden hat.

Den Begriff der „Flucht“ verwendet Schiller hier mit der Distanzierung Ferdinands von seinem Vater, seine Distanzierung vom Hof. Unterstrichen mit einer Anapher wirft der Präsident ihm vor: „Du fliehst mich – Du fliehst deine Zirkel“ (S. 23 Z. 1). Dass Ferdinand seine alten „Zirkel“ (S: 23 Z. 1) meidet und sich neuerdings in überwiegend bürgerlichen Kreisen aufhält, ist aufgrund seines „Sturm und Drang“-Empfindens leicht nachzuvollziehen, verabscheut er doch auch die höfischen „Flüche“ (S. 16 Z. 18) und sein Erbe, den „Landeswucher [s]eines Vaters“ (S. 16 Z. 19).

Selbstsicher und sich auf seine Macht berufend möchte der Präsident an Ferdinands „Glück arbeiten“ (S. 23 Z. 4), an dessen höfischer Karriere. Wie Ferdinand sich einen „Absolutheitsanspruch“<sup>103</sup> auf Luise herausnimmt, maßt sich sein Vater ein Verfügen über seinen Sohn an. Für beide ist dieser Anspruch über eine andere Person zu bestimmen selbstverständlich. Auf diese Selbstverständlichkeit baut der Präsident. Seiner Meinung nach gibt es nichts, das über diesem Verfügen steht. Ferdinand wiederum sieht nichts, das höher steht, größer ist als die Liebe zu Luise. Nur auf diese Weise lässt sich das Handeln des Präsidenten nachvollziehen und Ferdinands Untergeordnetsein verstehen. Er weiß um das Erfolgsdenken seines Vaters und wird es mit der Ankündigung der Hochzeit spüren, weil dieser von ihm eine Zustimmung erwartet, aber das Vorhaben der Verheiratung mit Lady Milford oder einer anderen

<sup>102</sup> Klett, S. 13 Z. 5ff

<sup>103</sup> Diesterweg, S. 33 Z. 17f

Frau außer Luise steht für den jungen Major zu keinem Zeitpunkt über der Beziehung zu Luise – der „Absolutheitsanspruch“<sup>104</sup> seines Vaters kann dieser Liebe nie und nimmer den Rang in Ferdinands Leben ablaufen. Der Präsident möchte für den Major alles übernehmen, er möchte „an [s]einem Glück arbeiten, und“ (S. 23 Z. 4) sein Sohn solle an „nichts [...] denke[n] [...], als in [s]eine Entwürfe zu spielen“ (S. 23 Z. 4f). „Diese ‚Fürsorge‘ ist kein Zeichen einer Liebe“<sup>105</sup>, der Präsident handelt – wie jeder Adlige – nur eigennützig, nur seiner „selbst willen“<sup>106</sup>. Hier ist eine auffallende Parallele zu Ferdinand, der Luises „[Schutze]ngel“ (S. 16 Z. 31) und ihr „wachen[der] [...] Zauberdra[n]ch[e]“ (S. 16 Z. 29) sein möchte, ihre Entscheidungen mit übernehmen und ungefragt über sie bestimmen will.

Ferdinand hat Respekt vor seinem Vater, ist er sich doch darüber im Klaren, dass „ein [ganzes] Herzogtum [...] zittert“ (S. 27 Z. 22), wenn dieser erscheint. Ferdinand ist sich aber des uneingeschränkten Anspruchs des Vaters, der sein ganzes höfisches Machtstreben gegenüber ihm durchsetzen will<sup>107</sup>, nicht bewusst. Der junge von Walter weiß aber auch – macht ihn sein Vater in dieser Szene sogar noch darauf aufmerksam – mit welchen Mitteln, mit welchen gewaltsamen Mitteln sein Vater den Posten des Präsidenten erlangt hat. Mit einer Anapher will Präsident von Walter seinem Sohnmann eindringlich – „und von Schiller [durch den Kursivdruck auch] optisch unterstrichen“<sup>108</sup> – mitteilen, was natürlich nur ein Vorwand, eine unverschämte Ausrede ist, dass er „die gefährliche Bahn zum Herzen des Fürsten [nur ihm] [...] zulieb [...] betreten“ (S. 23 Z. 9ff) und deshalb auch nur seinetwegen Gewissensbisse wegen der „blutige[n] [...] Hinwegräumung [s]eines Vorgängers“ (S. 23 Z. 14f) habe. Bei dem kaltblütigen Charakter, den der Hofmann jedoch zeigt, ist diesem ein Konflikt mit seinem Gewissen jedoch nicht zuzutrauen und der Vorwand als solcher bestätigt. Er sagt: „*Wem* zulieb [...] *Wem* zulieb bin ich auf ewig mit meinem Gewissen und dem Himmel zerfallen? [...] *Wem* hab ich durch die Hinwegräumung meines Vorgängers Platz gemacht [?] [...] *Wem* tat ich dies alles?“ (S. 23 Z. 9ff). Hinterlistig und berechnend verwendet der Präsident Ausdrücke, die eindeutig Ferdinands „Sturm und Drang“-Sprache zuzuordnen sind. Er spricht von der „Bahn [des] Herzens“ (S. 23 Z. 10), vom „Gewissen und dem Himmel“ (S. 23 Z. 11f), vom „Messer“ (S. 23 Z. 16), das wie „das Messer“ (S. 12 Z. 32) Luises in deren „Gewissen stößt“ (S. 12 Z. 32f), „in [s]ein Inwendiges schneidet, je sorgfältiger [er versuche dieses vor] der Welt [zu] verberge[n]“ (S. 23 Z. 15ff), redet vom „Glück“ (S. 23 Z. 31), das er Ferdinand geben möchte. Bewusst setzt Schiller dieses Mittel ein, um zum Ausdruck zu bringen, wie verachtend der Hof die Gedanken des „Sturm und Drang“ auffasst, und wie berechnend der Präsident,



<sup>104</sup> Diesterweg, S. 33 Z. 17f

<sup>105</sup> Oldenbourg, S. 47 Z. 17f

<sup>106</sup> Oldenbourg, S. 47 Z. 18f

<sup>107</sup> vgl. Diesterweg, S. 37 Z. 4

<sup>108</sup> Diesterweg, S. 37 Z. 15

diese stürmerische Sprache missbraucht, ausnutzt, um Ferdinand betroffen und gefügig zu machen. Als weiteres sprachliches Werkzeug hat der Autor die Aussagen des Vaters als rhetorische Fragen geformt, deren Antworten bereits auf der Hand liegen, so offensichtlich, dass eine Erwiderung, eine Beantwortung gar nicht nötig erscheint.

Der junge Major begreift, dass er „dieser Missetat zur Ausrede dienen“ (S. 23 Z. 22f) soll und in „Schrecken“ (S. 23 Z. 19) versetzt erkundigt er, der einfach nicht glauben kann, dass sein Vater dies alles für ihn getan habe, sich mit zwei weiteren, als rhetorisch zu deutenden Fragen, die ebenfalls eine Anapher enthalten: „Doch *mir* nicht, mein Vater? Doch auf *mich* soll der blutige Widerschein dieses Frevels nicht fallen?“ (S. 23 Z. 19ff). Zwischen Ferdinands Rede ist eine eher bürgerliche Floskel zu finden: „Beim allmächtigen Gott“ (S. 23 Z. 21) ist ein Einschub, der typisch für Miller wäre.

Auch am Hof ist die „Frucht [...] [des] gottlosen Lesen[s]“ (S. 13 Z. 9), die Miller bei seiner Tochter feststellt, zu erkennen. Der Präsident von Walter sieht den „Romanenkopfe“ (S. 23 Z. 24f) Ferdinands, der unrealistische und phantastische Gedanken beinhaltet, der sich – was dem Präsidenten in seinen Augen natürlich paradox erscheint – seinem Vater und seiner Karriere in den Weg stellt, ihm widerspricht, sich weigert und ablehnend verhält und seinem politischen Aufstieg nicht sehr ergebnisreich, antiproduktiv gegenübersteht. Dass der „vorlaute[ ] Knabe“ (S. 23 Z. 26) den Willen seines Vaters zu erfüllen hat, ist aus höfischer Sicht eine Selbstverständlichkeit.



Ferdinand ist dem Präsidenten untergeordnet und muss gehorsam und folgsam sein, muss diesem für dessen angebliche, „schlaflose[ ] Nächte [...] [I]ohn[en]“ (S. 23 Z. 26f). „Du empfangst dein Glück von der zweiten Hand – das Verbrechen klebt nicht am Erbe“ (S. 23 Z. 30ff), sagt der Präsident zu seinem Sohn und spricht eben damit das Vermächtnis an, das

Ferdinand – wie er Luise schon mitgeteilt hat – schon in Gedanken nicht ausstehen kann (vgl. S. 16 Z. 18ff), und dem er „[f]eierlich entsag[t]“ (S. 23 Z. 33f), da ihn dieses „Erbe [...] nur an einen abscheulichen Vater erinnere[n]“ (S. 23 Z. 34f). Aufgebracht und zornig (vgl. S. 23 Z. 36 und S. 24 Z. 5) entgegnet der Vater dem jungen Major, dass er ohne ihn und seine Taten „[ ]ein Leben lang im Staube [...] kröche[ ]“ (S. 24 Z. 1f), dass er dankbar zu sein hat und dass man ihn wohl „[z]wingen muss [...] [s]ein Glück zu erkennen“ (S. 24 Z. 5f). Er wäre seinem Vater zu großem Dank verpflichtet, habe dieser ihm erst ermöglicht „im zwölften Jahre Fähndrich [...] [und] [i]m zwanzigsten Major“ (S. 24 Z. 8f) zu sein und somit „im Schlafe“ (S. 24 Z. 8) dahin gekommen zu sein, „[w]o zehn andre mit aller Anstrengung nicht hinaufklettern“ (S. 24 Z. 6f) können. Mit einem weiteren Aufstieg auf der Karriereleiter, mit dem Angebot vom Heer auf einen Ministerposten zu wechseln, „die Uniform aus[zuziehen, und in das Ministerium ein[zutreten]“ (S. 24 Z. 10f), ein Vorschlag, den ebenfalls der Senior von Walter „beim Fürsten [...] durchgesetzt“ (S. 24 Z. 9f) hat, versucht der Präsident zornig seinen Sohn von dessen starrer Haltung zu loszulösen. Doch mit einer Zweckbehauptung oder einer höfischen Karriere ist Ferdinand nicht zu locken, geschweige denn gefügig zu machen. Er kann sich allerdings auch nur bedingt gegen seinen Vater, dem er als solchem mit Respekt gegenübertritt, wehren. Ferdinand versucht seine Werte, seine Auffassung „von Größe und Glück“ (S. 24 Z. 17), von Ehe und Liebe<sup>109</sup> zu vertreten. Er wirft seinem Vater vor, dass sich dessen „Glückseligkeit [...] nur [...] durch Verderben bekannt“ (S. 24 Z. 18f) macht, „Neid, Furcht, Verwünschung [...] [,] Tränen, Flüche [...] [und] Verzweiflung“ (S. 24 Z. 19ff) sind Begriffe, die von der „Hoheit eines Herrschers belächelt“ (S. 24 Z. 21) und mit Schadenfreude hingenommen werden. Ferdinand, der den höfischen Thron verachtet, nicht „um den Thron herum[kriechen]“ (S. 24 Z. 3f) will, bezieht sich auf

<sup>109</sup> vgl. Klett, S. 13 Z. 14f

„den Thron Gottes“ (S. 24 Z. 24f), der seinem „Ideal von Glück“ (S. 24 Z. 25) mehr entspricht. Er bezieht sich auf die „Ewigkeit“ (S. 24 Z. 24), die Zeitlosigkeit, die Freiheit und Losgelöstheit aus den ständischen Zwängen und auf „alle [s]eine Wünsche [, die in] [s]einem Herzen [...] begraben [...] liegen“ (S. 24 Z. 26f).

In der höfischen Umgebung wird die Rede des jungen Majors als eine belächelte „Vorlesung“ (S. 24 Z. 29), als eine „buntscheckige[ ] Tollheit“ (S. 24 Z. 33) hingenommen.

Ferdinand, der zuvor „mit Schrecken“ (S. 23 Z. 19) vor seinem Vater zurückgetreten ist, „tritt bestürzt zurück“ (S. 24 Z. 36), als er vernimmt, dass er sich „noch heute entschließen“ (S. 24 Z. 33f) soll „eine Frau zu nehmen“ (S. 24 Z. 35). Völlig unpassend der Situation erwidert der Präsident „[o]hne Komplimente“ (S. 25 Z. 1) und beweist dadurch erneut, wie wenig Einfühlungsvermögen er besitzt und wie egoistisch er ist. Durch ihren grundlegend „anderen Wertmaßstab“<sup>110</sup>, durch das „Erfolgsdenken“<sup>111</sup> des Vaters und durch den „bürgerlichen Begriff“<sup>112</sup>, der sich in Ferdinands Denken eingepägt hat, wird eine gegenseitige Verständigung unmöglich. Die Begriffe, die der junge Major von Walter vorbringt, zum Beispiel die „Wünsche [...] [s]eine[s] Herzen[s]“ (S. 24 Z. 26), bilden den Gegensatz zum höfischen Gedankenverständnis.

Von einem bestürzten Zurücktreten (vgl. S. 24 Z. 36) ausgehend, gerät der Sohn jedoch „außer Fassung“ (S. 25 Z. 7), als er hört, wen er heiraten solle. Die „Milford“ (S. 25 Z. 5), die – nach Ferdinands Meinung – jeder „Schandsäule im Herzogtum“ (S. 25 Z. 7f) bekannt ist, eine Frau, die sich von jeglichem Anstand und von jeglicher Ehre aufgrund ihres Mätressenseins entfernt hat, kann Ferdinand nur als eine „Laune“ (S. 25 Z. 9) des Präsidenten halten und nicht „für Ernst aufnehme[n]“ (S. 25 Z. 9). Weiter bezeichnet er die Lady „eine privilegierte Buhlerin“ (S. 25 Z. 11) und bringt damit zum Ausdruck, dass er sie dafür verachtet, dass sie nur durch ihre Liebschaft und Sexualität zum Herzog eine Stelle am Hof eingenommen hat. Die Milford hat durch ihre Liebeleien am Hof keinen „ganzen Körper“ (S. 25 Z. 32) mehr, ist ihrer Unwürde wegen schon verachtenswert, würde „den Brandflecken ihrer Ehre in [des Majors] Schande auswaschen“ (S. 25 Z. 34ff).

Ferdinand spricht die Schurkerei an, die er hinter diesem Vorhaben seines Vaters sieht (vgl. S. 25 Z. 10), und stellt dadurch einen Bezug zur „Schurkerei“ (S. 20 Z. 27) Wurmss her, der sich für keine kriminelle Handlung, für keinen Betrug und kein Hintergehen zu schade ist. Wie bereits in Zeile 21 auf Seite 23 verwendet Ferdinand – bewusst oder unbewusst – eine weitere christliche Floskel, wie man sie Millers Sprache zuordnen würde: „So wahr Gott lebt!“ (S. 25 Z. 15).



<sup>110</sup> Diesterweg, S. 37 Z. 8

<sup>111</sup> Diesterweg, S. 37 Z. 6

<sup>112</sup> Diesterweg, S. 37 Z. 11

In dieser siebten Szene des ersten Aktes wird die Ehre aus höfischer Sicht durch den Präsidenten und aus der dem Bürgertum zugewandten Perspektive von Ferdinand erläutert. Der Vater meint „bei [s]einer Ehre“ (S. 25 Z. 16) verletzt zu werden, wenn sein Sohn abfällig über die hiesige Mätresse spricht und beruft sich bei seiner Ansicht auf die mehrfach wiederholte „Distinktion“ (S. 25 Z. 22f), das einzig logische Geizen nach Macht und Auszeichnung. Ferdinand aber hat eine bürgerliche Auffassung der „Ehre“, schätzt die Unbescholtenheit und *Ehrlichkeit* der Menschen, hat aber keine andere Wahl, als „mit dem Hinweis auf die – höfische – ‚Ehre‘“<sup>113</sup> seinem Vater zu widersprechen. Er ist „der Strategie des Präsidenten [...] hilflos [...] ausgeliefert“<sup>114</sup>, und kann sich auch nur mit einem adligen Wert verteidigen, löst doch alles Nichtadlige nur „Gelächter“ (S. 25 Z. 28) aus. Mit der „Sturm und Drang“-Sprache, den „Himmel und [die] Erde“ (s. 26 Z. 3) erwähnend, seinem Vater sein Leben „opfern[d]“ (S. 26 Z. 8f und vgl. S. 26 Z. 5ff), „muss [Ferdinand] den Vater wie den Kuppler verfluchen“ (S. 26 Z. 11f). Die kupplerische Eigenschaft, die Miller schon bei seiner Frau verhasst ist (vgl. S. 7 Z. 23f), ist also auch in adligen Sphären zugegen.

Ferdinand verabscheut Kupplerei, er verabscheut aber auch den kriecherischen Charakter (vgl. S. 25 Z. 24ff) aller höfischen Personen, besonders aber wie der Oberste des Adels, der Fürst „unter den Menschen hinunterkriecht“ (S. 25 Z. 26f).

Seinen vollen, listigen Plan fortführend stimmt der Präsident seinem Sohn bei der Ablehnung der Lady Milford zu, um herauszufinden, ob Ferdinand auch eine unschuldige Frau ablehnt und somit Wurms Nachricht einer wirklichen Liebe bestätigt. Der junge Major ist von der so scheinenden „Güte“ (S. 26 Z. 25) des Präsidenten höchst verwirrt (vgl. S. 26 Z. 24), geht aber auf dessen erwarteten Dank nicht weiter ein, ist er doch gedanklich damit beschäftigt sich zu sammeln. „Ich kann die Gräfin nicht lieben“ (S. 26 Z. 32f), sagt Ferdinand – ist lieben und heiraten für ihn nicht das gleiche, für seinen Vater, der die Liebe nur als Sexualität kennt, jedoch schon. Somit ist Ferdinand „in diese Falle“ (S. 26 Z. 35) gegangen und hat seinem



Vater bestätigt, dass es „nicht die Person sondern die Heurat“ (S. 27 Z. 1) ist, die er nicht will und muss sich vom Präsidenten einen „listige[n] Heuchler“ (S. 25 Z. 35f) nennen lassen. Den Egoismus des Vaters betreffend hat dieser als Folge der ablehnenden Haltung Ferdinands zugleich Angst um seine eigene Position. Er droht seinem Jungen: „Wenn du mich zum Lügner machst [...] [,] mich zum Lügner

machst“ (S. 27 Z. 8ff) und benutzt ein weiteres kriminelles Mittel um seine Macht auszuspielen und kündigt Schlimmes an. Mit einer nicht zu Ende ausgesprochenen Drohung, was er unternehmen werde, „wenn [er] hinter gewisse Historien komme“ (S. 27 Z. 10f), verstärkt der Präsident seinen Posten und lässt den Zuschauer für den

<sup>113</sup> Diesterweg, S. 37 Z. 24

<sup>114</sup> Diesterweg, S. 37 Z. 26f

weiteren Verlauf der Handlung die bedrohliche Lage für die Familie Miller erkennen, denn „[w]enn [der Präsident] auftr[itt], zittert ein Herzogtum“ (S. 27 Z. 21f). Die Szene zeigt die „Schwäche von Ferdinands Position“<sup>115</sup>, „bequem[t]“ (S. 25 Z. 3) er sich doch am Ende „ohne Aufschub“ (S. 25 Z. 3) – wie es der Befehl seines Vaters ist – zur Lady, allerdings nicht mit der Absicht ihr zu sagen, dass er „ihr Bräutigam“ (S. 25 Z. 4) ist, sondern um „ihr einen Spiegel vor[zu]halten“ (S. 27 Z. 28f). Zurecht fragt sich Ferdinand, nachdem sein Vater mit den Worten „du wirst dort sein, oder fliehe meinen Zorn“ (S. 27 Z. 24f), ob das die „Stimme [...] eines Vaters“ (S. 27 Z. 27) ist. Dazu ist zu sagen, dass „[s]elbst im Adelsmilieu [...] die Vater-Sohn-Beziehung [...] für Schiller [...] eine Beziehung besonderer Art“<sup>116</sup> ist, hat er sich doch bemüht dies in seinem Werk herauszuarbeiten.

## Abrundung des ersten Aktes

Am Ende des ersten Aktes, nach sieben Szenen, schließt Friedrich Schiller das erste Fünftel seines Werkes „Kabale und Liebe“ ab. Außer Lady Milford, über die bisher nur vom Präsidenten und dessen Sohn erzählt wurde, sind alle Personen aufgetreten – das Grundgerüst für die Handlung steht.

Da der erste Auftritt der Mätresse des Herzogs jedoch erst im folgenden Akt spielt, ist umstritten, „ob auch der zweite Akt mit zur Exposition zu rechnen ist“<sup>117</sup>. Fakt ist jedoch, dass Schiller seine Zuschauer bereits am Ende des ersten Aktes in die dramatische Handlung eingeleitet hat, „indem [...] in auktorialer Figurenrede [...] die Vorgeschichte vermittelt und die Konfiguration aufgebaut, d. h. die Hauptpersonen, ihre Interessen und ihre Beziehungen zueinander vor[ge]stellt“<sup>118</sup> wurden.

Der erste Akt von „Kabale und Liebe“ ist perfekt ausgeführt und bietet weiter die Möglichkeit mit den darauffolgenden Szenen den Konflikt heißer denn je entflammen zu lassen.

Zurecht spricht man in Literaturkreisen von Schiller – dem „Meister der Exposition“<sup>119</sup>. Beweis hierfür ist der erste Akt seines Stückes „Kabale und Liebe“ zweifellos.

Meiner Meinung nach hat der junge Schiller gezielt jedes Wort gewählt und bewusst einer Person in den Mund gelegt, um seiner Schriftstellerseele Luft zu machen und in seinem Publikum über die bestehenden Missstände Gedankengänge loszutreten – ist es doch seine Absicht, weshalb er schreibt. Die Lawine an Meinungen, die das Drama bis heute auf sich gezogen hat, spricht für sich und den talentierten Autor.

---

<sup>115</sup> Diesterweg, S. 37 Z. 20

<sup>116</sup> Diesterweg, S. 37 Z. 38f

<sup>117</sup> Oldenbourg, S. 60 Z. 36f

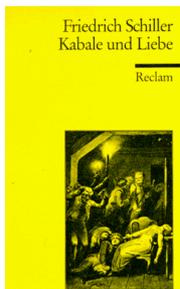
<sup>118</sup> Oldenbourg, S. 61 Z. 1ff

<sup>119</sup> Diesterweg, 27 Z. 2

# Literaturverzeichnis

## Texte:

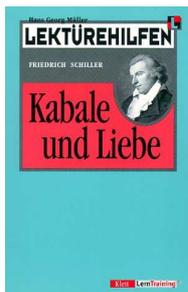
### Primärliteratur:



→ Schiller, Friedrich: Kabale und Liebe. Philipp Reclam Verlag, Stuttgart 2001, durchgesehene Ausgabe

### Sekundärliteratur:

→ Herrmann, Hans Peter und Martina: Grundlagen und Gedanken. Friedrich Schiller „Kabale und Liebe“. Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt am Main 1997, 6. erweiterte Auflage



→ Müller, Hans Georg: Lektürehilfen. Friedrich Schiller „Kabale und Liebe“. Ernst Klett Verlag, Stuttgart 2004, 15. Auflage

→ Struck, Hans-Erich: Oldenbourg Interpretationen. Friedrich Schiller „Kabale und Liebe“. Oldenbourg Verlag, München 1998, 2. überarbeitete Auflage



→ Kraft, Helga und Liebs, Elke: Mütter – Töchter – Frauen: Weiblichkeitsbilder in der Literatur. Verlag J.B. Metzler, Stuttgart 1993

→ von Wiese, Benno: Das deutsche Drama: Vom Barock bis in die Gegenwart. Interpretationen I, August Bagel Verlag, Düsseldorf 1958 (Druck: 1980)

**Bilder:**

→ <http://www.lehrerfortbildung-bw.de/faecher/deutsch/projekte/dramatik/kabale>  
→ Handlung → erster Akt